

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 26.

1883.

Erscheint alle 14 Tage in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Eine Geschichte von fünf Tauben.

Von B. Oulek.

(Schluß.)

Während der ganzen Fahrt hielt er seine Blicke auf Thusnelda geheftet; diese hatte das Täubchen sanft an ihre Brust gebettet, und sah so zärtlich und traurig auf dasselbe herab — ein Bild der leidenden Schönheit. Der alte Herr betrachtete sie gerührt, und war schweigsam, wie in tiefe Gedanken versunken. Frau Bretter sprach von ihrer Wohnung, von den Preisen, von der Möglichkeit, auch Kost und Bedienung im Hause zu haben, erhielt aber nur kurze und zerstreute Antworten.

In der Villa angelangt, zeigte Frau Bretter die bewußten Zimmer und der Engländer erklärte sich zufrieden. Er bat, so gleich hierbleiben zu dürfen, sagte, daß er später um sein Gepäck nach dem Hotel schicken würde, und lud sich gleich für denselben Tag zu Tische.

Thusnelda trug ihr Täubchen auf ihr Zimmer, wusch seine Wunden und machte ihm ein Bettchen zurecht. Dann begab sie sich ins Wohnzimmer an ihre Staffelei; sie sollte morgen eine versprochene Arbeit abliefern, und so machte sie sich mutig ans Werk trotz ihrer tränenmüden Augen.

Bald trat der neue Hausgenosse ein und betrachtete die Malerei des jungen Mädchens.

„Sie sind ja eine wahre Künstlerin!“ rief er erstaunt.

„Ach, Sie sind so nachsichtig,“ erwiderte Thusnelda bescheiden, „ich glaube nicht, daß meine Arbeiten viel wert sind.“

„Das können Sie nicht selbst wissen...“

„Das kann ich wohl genau wissen,“ sagte sie lächelnd, — „nach den Preisen, welche mir der Kunsthändler dafür zahlt.“

„Wie? Sie verkaufen Ihre Bilder? Sie arbeiten um Geld... mit Ihrer Schönheit?“

Thusnelda errötete und schwieg.

„Wenn nun ein Mann käme, nicht mehr jung, aber imstande, Ihre Lieblichkeit zu schätzen, und Ihnen antrüge... Sie mit einem genügenden — Vermögen... von fernerer Arbeit zeit lebens zu entheben?“

„Sie meinen, ob ich mich um Geldes willen verheiraten wollte?“

„Nicht heiraten — nicht jeder Mann ist frei sich zu vermählen, aber dennoch fähig zu lieben — und dabei reich.“

Der alte Herr war näher getreten und blickte Thusnelda in das Auge. Diese stand von ihrem Sitz auf, mit flammender Röte übergossen, und sagte mit zornbebender Stimme:

„Sie beleidigen mich! Einen solchen Mann würde ich mit Entrüstung von mir weisen.“ — „Prächtiges Mädchen,“ brummte der Engländer für sich. — „Und Sie wissen gar nicht,“ fuhr sie fort, aus den erzürnten plötzlich in einen gekränkten Ton übergehend, „wie Sie mir weh' getan haben, eben heute, wo ich ohnehin so unglücklich bin! Ich hatte mich so vertrauensvoll zu Ihnen hingezogen gefühlt — denn es schien mir, daß Sie gut und teilnehmend seien — und nun sagen Sie mir solche Dinge — es ist zu hart!“

„Verzeihen Sie mir, mein schönes Kind. Es ist wahr, Sie haben es richtig erraten, daß ich Teilnahme und Sympathie für Sie empfinde. Aber sehen Sie, ich habe mich mit solchen Gefühlen schon öfter getäuscht im Leben, und darum habe ich Sie auf eine Probe gestellt — die Sie jedoch glänzend bestanden haben. Lassen Sie mich Ihr Freund sein — mein weißes Haar berechtigt mich zu solcher Forderung. Sagen Sie mir, was Ihnen so wehe tut — vielleicht kann ich ihren Kummer lindern...“

Thusnelda schüttelte den Kopf. Sie hatte sich wieder beruhigt und zu Ihrer Arbeit gesetzt.

„Ein Liebestummer, nicht wahr?“ fragte der alte Herr freundlich weiter, „irgend ein untreuer, flatterhafter...“

„Nein, nein, nicht untreu,“ unterbrach Thusnelda; „ich glaube, er hat mich lieb und meint es treu.“

„Nun denn — warum die Trauer?“

„Sein Vater hält seine Einwilligung zurück, weil ich ein vermögensloses, einfaches Mädchen bin...“

„Nun, so heiratet ohne des grausamen Alten Einwilligung.“

„Nein, das kann nicht sein. Das erlaubt meine Mutter nicht; es brächte auch keinen Segen.“

„Was ist also da zu tun?“

„Was ich tue: leiden und entsagen.“

Frau Bretter trat nun ein:

„Die Suppe ist auf dem Tisch. Ich hoffe, daß Ihnen unsere einfache, derbe deutsche Küche genügen wird, Herr — bitte, wie ist Ihr werter Name?“

„Ich heiße Sir Archibald.“

„Also bitte, sich ins Nebenzimmer zu bemühen, Sir Archibald.“

„Erlauben Sie nur, Madame, daß ich früher noch eine Zeile schreibe und jemanden gleich damit fortschicke?“

„Gewiß. Bitte, hier ist der Schreibtisch. Sie finden auch Papier und Feder dort.“

Sir Archibald schrieb einige flüchtige Worte, und übergab dem herbeigerufenen Diener das Billet mit der Weisung, dasselbe augenblicklich nach dem Hotel Bellevue zu tragen, und falls der Adressat nicht zu Hause wäre, denselben sofort aussuchen zu lassen. Dann bot er mit Galanterie der Hausfrau seinen Arm und führte sie zu Tische.

Das Mahl war in der That sehr einfach: eine Suppe, Rindfleisch mit Gemüse und gebratene Tauben. Der Gast aß nur wenig und blickte bald ungeduldig zur Türe, bald zärtlich auf Thusnelde.

Als der Braten servirt wurde, wies Thusnelde denselben zurück. Auf die Frage ihrer Mutter, warum sie nichts nehme, antwortete sie traurig:

„Ich mag keine Tauben essen — die lieben sanften Tierchen sind mir zu sehr ans Herz gewachsen.“

„Wegen des heute aufgenommenen Blessirten?“ fragte Sir Archibald unter anderem; „wie geht es ihm?“

„Danke, besser!“ erwiderte Thusnelde. „Aber nicht nur wegen meines Pfleglings mag ich Tauben gerne leiden. Ich habe ein Paar Turteltauben, die erzählen mir von der schönsten Stunde meines verlorenen Glücks, — (die Konversation war englisch, daher für Frau Bretter nicht verständlich) — heute hat mir eine vermeintliche Brieftaube eine letzte Botschaft gebracht — eine durch einen Schuß verwundete Taube hat mir am Herzen gelegen, und da mag ich keine gebratenen Tauben auf meinem Teller sehen —“

„Und jetzt, mein Kind“, sprach Sir Archibald, „wird bald eine Friedensstaube über uns allen schweben —“

In diesem Augenblicke öffnete sich die Türe und an der Schwelle stand Plantagenet. Thusnelde stieß einen schwachen Schrei aus, und ein Glas, das sie eben zu ihren Lippen führen wollte, entfiel ihrer Hand. Frau Bretter war mit strenger, unwilliger Miene aufgestanden und Sir Archibald eilte dem Ankommenden entgegen. „Tritt nur ein, my boy*,“ sagte er, „ich habe dich rufen lassen. Ich will dir die verlangte Einwilligung geben, und möchte sehen wie ihr Kinder euch darüber freut. Thusnelde, meine Tochter, komme auch hierher — so — und nun umarmt euch ihr beiden lieben, großen Turteltauben.“

Die Liebenden waren einander schon in die Arme geslogen.

Frau Bretter trat nun heran:

„Ich kann diesen Auftritt nicht verstehen“, sagte sie, „ich bin eine schlichte, deutsche Frau.“

„Und ich bin ein wunderlicher, englischer Gentleman“, entgegnete Sir Archibald. „Setzt euch alle hierher um mich herum — genug gegirrt, ihr beiden, — und ich will euch die ganze Sache erklären. Ja, es ist wahr, ich habe den hartherzigen Vater abgegeben und erklärte dem Jungen da, daß nichts daraus würde, als er mich um meine Zustimmung zu seiner Heirat mit einem ungekannten armen, fremden Mädchen bat. Hat er doch selber keinen Penny und will mit 21 Jahren heiraten — Unjinn. Jeder vernünftige Vater wird da „nein“ sagen, und das hab ich auch standhaft getan, trotz aller Bitten und Drohungen von diesem närrischen Vogel. Morgen sollten wir abreisen — eine großartige, überraschende Nachricht rief mich nach England, Plantagenet mußte mit mir kommen, und da würde die reizende Thusnelde — wie kann man auch nur Thusnelde

heißen — bald vergessen sein, dachte ich. Da sehe ich nun heute auf meiner Promenade ganz zufällig ein ergreifendes Bild: Eine verwundete Taube fällt vor den Füßen eines blendend schönen Kindes nieder. Dieses hebt das Tierchen auf und küßt und pflegt es, und scheint von einem eigenen tiefen Kummer bewegt — eine rührende Vereinigung von Jugend, Schmerz und Schönheit. Ich frage das Mädchen, wie es heißt, und vertrauensvoll zu mir ausblickend nennt es mir den von meinem Sohn so oft wiederholten Namen. Nun habe ich begriffen, Planty, my boy, daß du so verhezt warst — ich habe selbst nie im Leben etwas Schöneres gesehen wie diese Kleine da — erröte nicht so, liebe Tochter. Mein Herz war mächtig ergriffen, und ich wollte das Kind noch näher kennen lernen. Sie hat mir ihren kleinen Roman anvertraut und mich in ihr aufrichtiges Herz schauen lassen, das ganz von Liebe und Schmerz erfüllt war; ich habe sie auf die Probe gestellt... ich habe sie beobachtet, wie göttig und talentvoll und bescheiden sie ist — und da habe ich mir gesagt: „Der Junge hat eine gute Wahl getan, und ich will sein Glück nicht hindern“. Laßt mich ausreden, Kinder — küssen könnt ihr mich nachher. Ich habe auch aus Liebe geheiratet, Plantagenet, habe auch eine sogenannte „imprudent match**“) gemacht — deine Mutter war auch so schön wie deine Braut, und ich so närrisch verliebt wie du, und wir waren ein sehr glückliches Paar — Gott habe meine arme Mary selig — — da war also mein Entschluß gefaßt und ich ließ dich holen. Ich überlasse das Fach der „grausamen Väter mit Herzen von Stein“ anderen Darstellern, und will lieber die Rolle eines guten, alten Großpapa übernehmen, der sich am Glücke der Kinder freut. Was gibt es denn da zu weinen, you stupid girl?***) Hör nur weiter, ich bin noch nicht zu Ende. Die Nachricht, die ich bekommen, ist — (und ich habe mich gehütet, dir davon Mitteilung zu machen, weil mein Haupteinwand gegen eine arme Partie dadurch verloren ging), — also die Nachricht ist folgende: Meines Veters kleiner Sohn wurde vorige Woche von einer Kinderkrankheit davongerafft, und drei Tage darauf wurde mein Vetter Sir Jasper selbst auf der Jagd erschossen. Das war nun freilich viel Unglück und tut mir auch von Herzen leid, trotzdem es meine Verhältnisse ganz ungeheuer zu meinen Gunsten geändert hat und zu euren Gunsten, Ihr beiden verliebten Glückstauben Ihr. — Nun bin ich ganz unvermutet Sir Archibald Carew, Besitzer von Cobden-Abbey, Carew-Castle und einem Haus im Westend. Plantagenet da ist mein einziger Erbe, dem die künftige Lady Thusnelde Cobden noch viele Erben schenken wird. Jetzt werden wir alle nach England reisen, natürlich auch Sie, geschätzte deutsche Frau, und unsere kleine Braut muß ihre künftigen Besitztümer betrachten und Anordnungen treffen. Später kommen wir wieder nach Deutschland zurück und verleben, wenn Ihr wollt, immer einen Teil des Jahres in dem schönen Vaterlande unserer Lady, wo wir uns schon um Thretwillen — meinst du nicht auch, Plantagenet? — ebenfalls ganz heimisch fühlen werden. Aber wir wollen ihr auch die alte Abbey zum traulichen Heim werden lassen, und da sie ihr vielleicht, so wie sie dem guten Vetter in den kranken Sinn paßte, nicht sonderlich gefallen wird, so werden wir manches zu tun finden, werden neue Bauten herrichten und alte neu herrichten, — nicht wahr, meine kleine Thusnelde?“

„Ja, Sir Archibald, im Park muß aufgebaut werden —“

„Nun, was denn, my little lady***), ein Pavillon?“

„Nein.“

„Ein chinesischer Turm?“

„Nein.“

„Ein neues Schloß?“

„Nein, guter Papa, ein — Taubenschlag.“

*) Mein Junge.

*) Unverständige Partie. — **) Törichtes Mädchen. — ***) Mein kleines Fräulein.

Tizza-Eszlar.

Von J. Stern.

Das Buch der Geschichte, schreibt H. Heine, findet mannichfaltige Auslegung. Zwei ganz entgegengesetzte Ansichten treten hier besonders hervor. Die einen sehen in allen irdischen Dingen nur einen trostlosen Kreislauf; im Leben der Völker wie im Leben der Individuen, in diesem wie in der organischen Natur überhaupt, sehen sie Wachsen, Blühen, Welken und Sterben: Frühling, Sommer, Herbst und Winter. Es ist nichts neues unter der Sonne, ist ihr Wahlspruch. Sie zucken die Achsel über unsere Zivilisation, die doch endlich wieder der Barbarei weichen werde; sie schütteln den Kopf über unsere Freiheitskämpfe, die nur dem Aufkommen neuer Tyrannen förderlich seien; sie lächeln über alle Bestrebungen eines politischen Entusiasmus, der die Welt besser und glücklicher machen will und der am Ende erkühe und nichts gefruchtet; — in der kleinen Chronik von Hoffnungen, Räten, Mißgeschicken, Schmerzen und Freuden, Irrtümern und Enttäuschungen, womit der einzelne Mensch sein Leben verbringt, in dieser Menschengeschichte sehen sie auch die Geschichte der Menschheit. — Dieser fatalen fatalistischen Ansicht steht eine lichtere entgegen, wonach alle irdischen Dinge einer schönen Vollkommenheit entgegenreifen und die großen Helden und Heldentaten nur Staffeln sind zu einem höheren Zustande des Menschengeschlechts, dessen sittliche und politische Kämpfe endlich heiligen Frieden, edle Verbrüderung und die wahre Glückseligkeit zur Folge haben. Das goldene Zeitalter, heißt es, liege nicht hinter uns, sondern vor uns; wir seien nicht aus dem Paradiese vertrieben mit einem flammenden Schwerte, sondern wir müssen es erobern durch ein flammendes Herz, durch die Liebe; die Frucht der Erkenntnis gibt uns nicht den Tod, sondern das bessere Leben. — Der ungarische Dichter Alexander Petöfi hat diesen beiden Geschichtsauffassungen folgende poetische Fassung gegeben:

O Weltgeschichte, wundervolles Buch!
 Ein jeder lieft was anderes aus dir:
 Der eine Segen und der andere Fluch,
 Der Leben, jener Tod dafür.
 Du sprichst zu diesem, gibst ein Schwert ihm in die Hand:
 Geh' hin und kämpfe! Nicht vergebens ringst du latentbrannt;
 Der Menschheit wird geholfen, Heil ist ihr bescheert. —
 Zu jenem sprichst du: Lege ab dein Schwert!
 Vergebens kämpfst und ringst du,
 Zu keinem Ziele dringst du;
 Die Welt bleibt unglücklich immerdar,
 Wie sie von jeher war.

(Uebersetzt von Reetzbeny.)

Das Schauspiel, welches im Vaterland dieses Dichters, im Gerichtsjaal zu Nyiregyhaza, in Szene ging und dessen Verlauf die ganze gebildete Welt mit Spannung verfolgte, gehört scheinbar zu denjenigen historischen Ereignissen, auf welche sich die pessimistische Geschichtsauffassung berufen kann. Wie ein grauenregendes Gespenst aus dem tiefsten nächtlichen Dunkel des Mittelalters ist jenes längst abgetan und tot geglaubte furchtbare Märchen von dem Christenblut, das die Juden zu ihrem Ostersfest brauchen sollen, am hellen Tage des 19. Jahrhunderts wieder aufgetaucht, zu einer Zeit, wo das Dampfroß durch den Gotthard schnaubt, das Kabel durch den Ozean sich windet und das elektrische Licht Straßen und Hallen erhellt. Möchte man da nicht fast verzweifeln an dem idealen Fortschritt der Menschheit! Muß man nicht dem Gedanken Raum geben, daß möglicherweise wieder Zeiten kommen können, wo der krasse Aberglaube seine infernalischen Orgien aufs neue feiert, wo Hexenprozesse und ähnliche entsetzliche Ausgeburten des Wahns auf der Bühne der zivilisirten Völker sich wieder abspielen und Scheiterhaufen aufgeschichtet werden, um Ungläubige und Ketzer ad majorem dei gloriam (zur größeren Ehre Gottes) zu braten! — Sind die Menschen wirklich „wie die Weiber, die beständig zurück nur kommen auf ihr erstes Wort, wenn man Vernunft gesprochen stundenlang?“ Wird die Mensch-

heit immer wieder rückfällig, wenn man sie von einer geistigen Krankheit gründlich geheilt glaubt? Fast scheint es in der That, als ob die Geschichtsbewegung dem Kreislauf der Erde, der Winde, der Ströme gleicht, die stets dieselbe Arbeit wiederholen. Wie Penelope, die berühmte Frau des Odysseus, — könnte man glauben — sitzt die Geschichte webend am Riesen-teppich der Kultur, um ihn des Nachts immer wieder aufzutrennen und bei Tag aufs neue die vergebliche Arbeit zu beginnen.

Und dennoch ist diese Geschichtsauffassung eine durchaus irrige und wer unbefangenen die verschiedenen Kulturepochen vergleicht, der wird, vorausgesetzt, daß seine Sehkraft nicht lokal begrenzt ist, sondern die Gesamt menschheit zu überblicken versteht, immer mehr befestigt werden im Glauben an den Fortschritt der Menschheit und das Gesetz anerkennen, welches Hegel, der Darwin der Geschichte, aufgestellt hat, das Gesetz von der stetigen Fortentwicklung der Menschheit. Wohl zeigt die Geschichte zahlreiche rückläufige Bewegungen; aber auch die Planeten scheinen häufig rückläufig zu sein, und doch weiß der Astronom, daß sie sich stets vorwärts bewegen auf ihren ewigen Bahnen. Nicht dem Sisyphus gleicht die Menschheit, sondern dem großen Sohn der Alkmene, dem Herakles, der durch rastlose Tätigkeit und mutig vollbrachte, mühsame Arbeiten endlich einen Platz im Olymp sich erringt und zum Halbgott wird. —

Auch das Ereignis, welches die vorstehende Betrachtung veranlaßte, bestätigt das. In früheren Zeiten wäre dasselbe nicht auf dem Wege des prozessualischen Verfahrens zum Austrag gebracht worden. Ein Indizium, wie die Aussage des Knaben Moriz Scharf, hätte genügt, die Wut der Massen nicht nur gegen die Verdächtigen, sondern gegen die gesammte Juden schaft zu entfesseln. Als z. B. zur Zeit Kaiser Friedrich II. ein Teich in der Umgegend Wiens zugefroren war und drei junge Leute, die ihn unvorsichtigerweise überschreiten wollten, darin ertranken, verbreitete sich alsbald das Gerücht, die Juden, deren Ostersfest um jene Zeit fiel, hätten die drei Unglücklichen gemordet. Die Verwandten derselben erhoben die Anklage. Man steckte die Juden ins Gefängnis und erlangte durch Anwendung der Tortur das Geständnis ihres Verbrechens. Dreihundert Juden wurden lebendig verbrannt. Im Frühjahr taute der Teich auf und man fand darin die Leichen der drei jungen Leute. Diese Zeiten sind vorüber. Selbst die leidenschaftlichsten Fanatiker mußten ihre Wut zügeln und durften dem gerichtlichen Verfahren nicht vorgreifen; während sehr viele an die Beschuldigung, trotz schwerwiegender Indizien, nicht glaubten.

Und sie taten recht daran. Es ist vollkommen richtig, daß die Juden den größten rituellen Abscheu vor dem Blut haben, und sie gehen darin in Folge rabbinisch-pharisäischer Uebertreibung so weit, daß sie jedes Stück Fleisch, das gegessen werden soll, eine Stunde lang in Salz liegen lassen und dann mehrmals begießen, damit gewiß jeder rechtschaffene Blutstropfen aus dem Fleisch entfernt werde; denn „das Blut ist die Seele“, meint das mosaische Gesetz „und du sollst die Seele nicht mit dem Fleische verzehren“. Der wahre Grund des Verbots ist jedoch ein anderer. Nach der Vorstellung der Alten lieben die Seelen der Abgeschiedenen, die mit ihren Wünschen noch an das Irdische gekettet sind, den Blutgenuß. Als Odysseus in den Hades hinabstieg, um die Seele des thebanischen Scherz Teiresias über seine Heimfahrt zu befragen, mußte er eine viereckige Grube graben und in dieselbe das Blut gewisser Opfertiere laufen lassen. Nun kamen die Luftgebilde der Toten und wollten gierig von dem Blute trinken. Er aber wehrte sie mit dem Schwerte ab und ließ sie nicht trinken, bis die Seele des Teiresias kam und ihn anredete:

Also sprach er; ich wick und steckte das silberbeschlagne Schwert in die Scheid', und sobald er des schwarzen Blutes getrunken, Da begann er und sprach, der hocherleuchtete Seher x.

(Odyssee 11.)

Das Blut trinkend, in dem das Leben wohnen soll, gewinnen die Schatten Besinnung und können weisagen. So berichtet auch Horaz von der Canidia, die mit ihrer Genossin Sagana eine nächtliche Totenbeschwörung zur Erforschung der Zukunft eines Liebesverhältnisses unternahm, sie habe ein schwarzes Schafslamm zerrissen und

... in ein Loch abließen sie rinnen das Blut, daß
Dorthier, Rede zu stehn, die geschiedenen Seelen sie lodten.
(Satiren 1, 8.)

Nichts kann auch irriger sein als der Schluß, es müsse immerhin etwas wahres an der Sache sei, weil dieselbe schon so viele Jahrhunderte existire. Wie manchmal fremden Glaubensgenossenschaften gerade das Gegenteil von ihren Gesplogenschaften angedichtet wird, zeigt folgender Fall. In einer ziemlich distinguirten Gesellschaft, worunter auch jemand aus der hohen Aristokratie war, wurde einmal die Behauptung aufgestellt, die Juden „würgen“ ihre Toten, das heißt, wenn ein Jude im Sterben liegt, werde ihm von andern Juden durch Würgen vollends der Garauß gemacht. Mit den Sazungen und Bräuchen der Juden genau bekant, bestritt ich das auß entschiedenste und führte als Gegenbeweis an, daß den Juden sogar auß strengste verboten ist, irgend ein Glied eines in Agonie liegenden Sterbenden zu bewegen, damit der Tod nicht um den kleinsten Bruchteil einer Sekunde beschleunigt werde. Trotz meiner Versicherung, daß dieses Verbot sich in allen populären Büchern findet, welche die Juden bei Sterbefällen benützen, mit dem Beisatz, daß das Zuwiderhandeln dem Blutvergießen gleich zu achten sei, blieb der Betreffende bei seiner Meinung und auch andere aus der Gesellschaft stimmten ihm auf Grund von Hörensagen bei.

Derartige Sagen bilden sich sehr leicht über eine Sekte, bei welcher allerlei seltsame, aus dem grauen Altertum stammende Bräuche und Ceremonien vorkommen. Dies ist bei den Juden ganz besonders der Fall; ihr Religionswesen ist noch heutzutage mit einer stattlichen Schaar teils von Haus aus närrischer, teils ursprünglich vernünftiger, aber durch Uebertreibung, Mißverständnis oder Uebertragung auf Verhältnisse, für die sie nicht berechnet waren, ins Närrische ausgearteter Observanzen und Ritualien behaftet. Solche kommen ganz besonders bei der Bereitung der Osterkuchen (die längst keinen Sinn mehr haben), wie auch bei Sterbefällen vor. Die Draußenstehenden sehen allerlei sonderbare Manipulationen und machen sich die aben-

teuerlichsten Vorstellungen davon, und tritt gar noch die Böswilligkeit hinzu, so wird leicht die harmlose religiöse Harlekinade zu einer verbrecherischen, selbst kannibalischen Handlung umgestempelt. Würden die Juden auf idealen Gebieten nur halb so viel Verstand und Energie entwickeln wie auf dem kommerziellen, so hätten sie längst jene verknöcherten Formalitäten, in denen bereits jeder religiöse Funke erloschen ist, abstreifen müssen, was in verschiedener Richtung nur vorteilhaft für sie wäre. Aber Unkraut ist bekanntlich schwer auszurotten, besonders das religiöse; so kann es auch im Grunde nicht Wunder nehmen, wenn in Gegenden, wo dieses Unkraut noch in Fülle wuchert, wie in den östlichen Ländern, Schauermärchen wie das vom Christenblut nicht aussterben wollen. —

Als gewichtiges Zeugnis gegen die Blutbeschuldigung dürfen mehrere Urteile und Gutachten getaufter Juden aus verschiedenen Zeiten angeführt werden. Schon 1413 hat der Täufling Thomas auf die Frage Alfons X. von Spanien, ob es wahr sei, was der Bischof in Madrid gegen die Juden über ihre Verwendung von Christenblut zu Osterkuchen predigt, nach Anführung von Gegenbeweisen das Gegenteil versichert. Ebenso hat der getaupte Jude Josua Lorci, bekant unter dem Namen Hieronymus de Santa Fe, die Blutbeschuldigung dem Papst Benedikt XIII. als unwahr nachgewiesen. Der Oesterreicher Aloisius von Sonnenfels ließ 1753 eine Schrift „Der jüdische Blutkel“ gegen dieselbe erscheinen. Der katolische Prediger Beit in Wien leistete 1840 auf der Kanzel mit dem Kreuz in der Hand der Knien, zu tausenden versammelten Gemeinde einen Eid, daß die fragliche Beschuldigung ein freche Lüge sei. Dr. Alexander M. Gaul in London hat in einer der Königin von England gewidmeten Schrift: „Reasons for believing“ dargetan, daß Menschenopfer und Blutvergießen mit den Grundlagen des Judentums in direktem Widerspruch stehen. Der Schrift ist eine andere von fünfundsiebzig zum Christentum übergetretenen Juden im gleichen Sinne beigefügt. Ebenso hat der berühmte protestantische Bischof Neander im Jahre 1840 eine Erklärung gegen die Blutbeschuldigung abgegeben. Anlaß hierzu war eine Blutbeschuldigung, welche damals ebenso großes Aufsehen machte, als die Tisza-Eszlar-Affäre der Gegenwart. Der Schauplatz derselben war Damaskus. Wir wollen die an interessanten Episoden reiche Begebenheit den Lesern, unter Zugrundlegung des Grätzschen Geschichtswerks, demnächst mitteilen.

Das Chorner Trauerspiel von 1724.

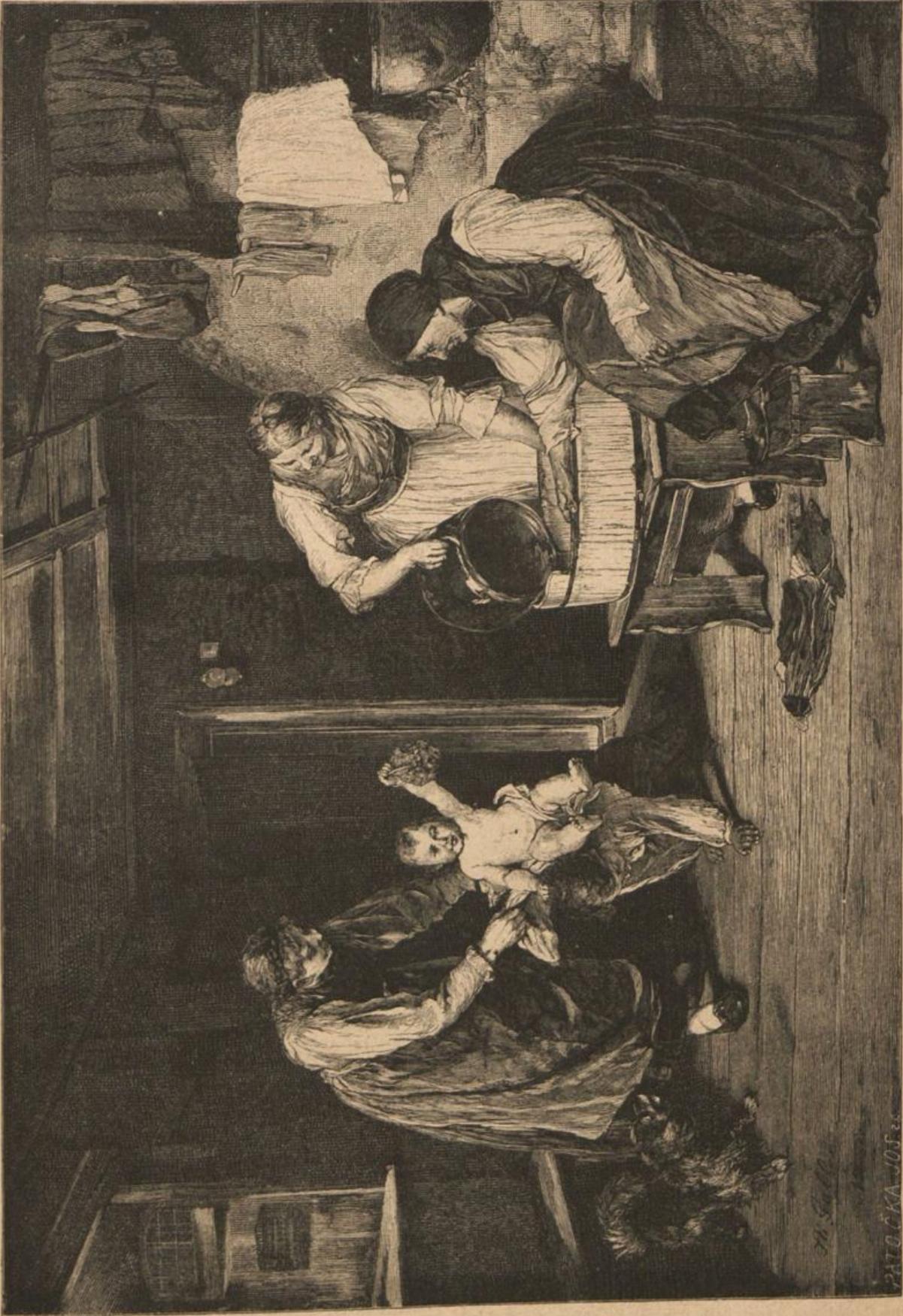
Von Dr. A. Frowe.

Das Lutherfest begehrt das evangelische Deutschland in sehr verschiedener Art. Denkmäler des großen Charaktermenschen errichten mehrere Städte; aber in einer Stadt wird zur Verherrlichung seiner Säkularfeier das Denkmal eines evangelischen Märtyrers geplant, des 1724 geköpften Bürgermeisters von Thorn an der Weichsel, dieser ersten siebenthalbhundert Jahr alten Kolonie des deutschen Ritterordens. Am Geburtstage Luthers soll der Grundstein gelegt werden, wie die Kirchenräte der evangelischen Gemeinde beschlossen haben.

Jeder Ort ehrt sich selbst, wenn er das Andenken seiner bedeutenden Ortsangehörigen in Ehren hält. Die jetzt in eine Riesengrenzfestung gegen Rußland umgewandelte Weichselstadt war in früheren Jahrhunderten ein Bollwerk freien deutschen Geisteslebens und bürgerlicher Selbständigkeit. Man muß, um diese auf polnisch-russischem Boden errichteten Gründungen der glänzenden Hohenstaufenzeit in ihrem eigenartigen Charakter zu begreifen, die Lokalchronik der einzelnen Städte lesen. Erst im Spiegel ihrer Geschichte erscheinen sie den heutigen Volksgenossen ehrwürdig und bemerkenswert. Der Westen kummert sich leider wenig um diese Verwandten im Osten. Vielleicht kennzeichnet ein kurzer Abriß der Schicksale Thorns den einsichtigen Lesern

eine ganze Reihe von ähnlich durch hartes Geschick geprüften, zumal von immerwährenden Kriegsunruhen heimgesuchten, deutschen Kolonialstädten an der Weichsel, Düna, Memel und dem finnischen Buzen.

Man weiß, der vorlezte Staufenkaiser, Friedrich II., dieser geistig höchste Fürst seines Hauses, hatte am deutschen Hochmeister Hermann von Salza einen ausgezeichneten Feldherrn und Staatsmann, eine wahre Stütze seiner Regierung. Er verlieh demselben kraft kaiserlicher Machtvollkommenheit das noch erst vom Orden zu erobernde Land der sog. heidnischen Preußen. Hermann schickte seinen Namensvetter Hermann Baf, einen Westphalen, als Landmeister an die Weichsel. Dieser glorreiche Kolonisationsführer schuf in einem kurzen Jahrzehnt die Grundlagen des bürgerlich freien, auch durch treffliche Landgemeinordnung hervorragenden Ordensstaates. Bald darauf kam der Hochmeister selbst in diesen — zu jener Zeit einzig so zu nennenden — Staat, den Musterstaat des ganzen Mittelalters; und der unvergleichliche Wierich von Aniprobe hob die Blüte des merkwürdigen politischen Gebildes zur höchsten Höhe, von der ein jäher Sturz das ebenso schnell sich abspielende Ende herbeiführte. In einer einzigen Schlacht brach die Ordensmacht



Auf der Weberei. (Seite 663.)

unter dem Doppeldruck der lithauischen und polnisch-böhmischen Nationalfeindschaft. Anstatt sich jetzt von weisen Regenten, die dem sinkenden Orden so wenig fehlten als früher dem wunderbar rasch sich entwickelnden, in die notwendigen Pforten der englischen, schweizerischen und holländischen verfassungsmäßigen Gleichstellung von Adel und Bürgertum hinüberleiten zu lassen: erwachte der volle Hochmut des Junkerblödsinns in jenem sonderbaren Mönchs-Offizierstande, welcher den sog. „Orden“ bildete.

Die einheimischen Landadelleute haßten die aus nachgeborenen Söhnen des süd- und westdeutschen Adels sich rekrutierenden „Kreuzritter“ ebenso sehr wie der immens reich gewordene Patrizierstand der großen Handelsstädte.

Thorn, damals die Königin der Weichsel, nachdem die älteren deutschen Kolonisationsstädte Krakau und Warschau immer mehr polonisiert waren, erhob sich mit dem nächstmächtigen Städtepaar, den an der Doppelmündung des gewaltigen Stromes errichteten Seehäfen Danzig und Elbing zum Abschütteln des junkerhaft dünkeltollen und unklugen Regiments der Kreuzherren — „stieß (wie Carlyle sagt) mit einem Fußtritt seinen Erzeuger, den Orden, hinaus.“ —

Gierig hatte der polnisch-lithauische Adel sich den Empörern mit der Kriegsmacht des ganzen vereinigten Königsreichs zur wohlberechneten Unterstützung angeschlossen; aber dreizehn volle Jahre wogte doch der Kampf noch wechselnd hin und her: so ausgezeichnet fest gefügt war der Staatsbau des bewunderungswürdigen deutschen Ordens. Endlich überließ er das Weichsel-land sich selbst und den Scheinbeschützern — den Polen! Von jetzt ab gewährt die Geschichte dieses abgerissenen sog. Westpreußen nur den traurigergeringsten Anblick mühseligen Ringens mit — und schließlich Erliegens unter — dem Nationalhaß Polens. Am deutlichsten charakterisiert das Thorns Kirchengeschichte. Wie das ganze Gebiet der plattdeutschen Zunge fiel auch die Stadt zum Luthertum ab und machte natürlich ihre drei großen Hauptkirchen, Zierden des gotischen Ziegelbaus (wie jeder Kunstkenner weiß), zu evangelischen Gotteshäusern. Aber die polnischen Könige, die oft, besonders wenn sie Geld brauchten, nach dem stolzen, reichen Thorn zu Besuch kamen, forderten, daß wenigstens in der großen Pfarrkirche auch ihnen, so oft sie es wünschten, katholischer Gottesdienst gestattet würde. Bald motivierten hiermit die Bischöfe das Recht auf Alleinbesitz der Pfarrkirche (!) und der ultramontanisierte Jesuitenadel des Reichsgerichts genehmigte dies. Nach dem Frieden zu Oliva, der 1660 auf „ewige Zeit“ den Norden geordnet hatte, entriß den Traktaten zum Hohn schon 1666 der selbige Polenadel die durch ihre schöne Rückfront berühmte Jakobskirche den Protestanten unter dem Vorgeben, die Stadt müsse den Nonnen Ersatz gewähren für ihre vom Schwedenfeldherrn zerstörte Klosterkirche. —

Nun besaß die mehr und mehr verarmte, von Danzig aus Handelsneid unterdrückte, durch Karl XII., wie Voltaire beweglich schildert, eingekerkerte und gebrandschatzte deutsche Urstadt Preußens nur noch den herrlichen im Hallenstil errichteten Dom an ihrer Nordwestecke, die Marienkirche. Gegen diesen letzten Halt der Rezerei richtete sich nun das feingewobene Ränke- und Jesuiten, die sich, treu ihrem Stiftungsprognostikon, wie Lämmer eingeschlichen hatten und bald wie Wölfe zu hausen begannen.

Wir geben jetzt dem neuesten Geschichtsschreiber Thorns das Wort. —

„Die Auslieferung der Marienkirche an die Katholiken hängt zusammen mit dem Tumult von 1724, wohl der bekanntesten Episode aus der Geschichte Thorns. Ueber sie haben sich bei der Neuordnung des Archivs eine Anzahl bisher unbekannter Quellen gefunden, so daß der Versuch, eine neue Darstellung dieser Ereignisse zu geben, gerechtfertigt scheint. — — —

Durch den nordischen Krieg hatte die Stadt außerordentlich gelitten. Das herrliche Rathaus lag in Trümmern, und Brandstätten am ganzen Nordmarkt erinnerten nach zwanzig Jahren noch an die schwedische Belagerung von 1703. Polen, Sachsen, Russen und Schweden hatten kolossale Kriegssteuern erhoben

und die verarmte Stadt war schwer überschuldet. . . . Der Handel lag völlig darnieder. . . . In der Stadt verblieb eine polnische Garnison, die Krongarde, zur drückenden Belastung der Bürger. . . . Die Soldaten begingen größte Ausschreitungen in Häusern und Gassen, am hellen Tage, noch gefährlicher Abends, prügelten und beraubten oder bestahlen ihre Wirte; die endlosen Verhandlungen liegen noch vor. . . . Der regierende Bürgermeister war selbst mit dem sächsisch-polnischen Kurfürsten-Könige, dem evangelisch-katholischen Religionspötker August dem Starcken, befreundet; gab ihm bei dessen kostspieligen Besuchen Quartier in seinem eigenen Hause; hatte ihm auch bedeutende Summen vorgestreckt; fand aber mit seinen Klagen kaum Gehör bei dem leichtfertigen Wüstling, der vielleicht selbst über seine neuen polnischen „Untertanen“ oder, besser gesagt, gleichberechtigten Republikgenossen lachte, wenn sie ihm in ihrem Umgangslatein erzählten: Vexa Lutherum, dabit thalerum (Quäle den Lutheraner, so gibt er dir Taler). . . . Die Offiziere der sächsisch-polnischen Krongarde, meist Deutsche von Geburt, geberdeten sich, als wenn sie die Herren der Stadt wären und der Rat büßte jetzt nach drei Jahrhunderten seine nörgelnde Opposition gegen die Ordensjunkere durch stete Demütigung.*) . . .

Auf Beschwerden des Rats in Warschau folgten Verwahrungen des junkerhaft-frechen Offizierkorps, aber wir sehen keine Besserung des Verhältnisses. . . . Ebenso große Schwierigkeiten machten die Jesuiten! Priester und Krieger besaßen ja dem Nährstand seit anfang der Geschichte in Egypten und Indien. . . . Durch hundert volle Jahre bereits hatten damals die frommen Väter Jesu, von deutschen Adligen selbst mit Häusern und Gütern ausgestattet, sich widerrechtlich der Pfarrkirche und des alten Akademiegebäudes bemächtigt, in welchem das evangelische Gymnasium „Johannischule“ bestand, mutmaßlich des weltberühmten Astronomen Copernicus erste geistige Bildungsstätte. Beiläufig bemerkt, ergab sich der deutsche Landadel Westpreußens früh der Polonisierung und blieb daher katholisch. Seine Namen sind oft noch deutsch, wie Kalkstein, ein besonders fanatischer Zweig; andere haben sich die Uebersetzung zugefügt, z. B. Gutten-Czapki (Czapka, sprich Tschapka, heißt „Hut“), oder Jutzzenka von Morgenstern (beides gleichbedeutend) u. s. w. Zu Thorn wie in China und Paraguay verfolgte der Jesuitenorden rücksichtslos das eine Ziel: den katholischen Glauben — und damit die eigene Herrschaft — auszubreiten. Die Seele ihres Kollegiums war Pater Marzewski. Sie standen außerhalb der Gerichtsbarkeit des kleinen Freistaats und erlaubten sich, durch die warschauer Appellationsaristokratie gedeckt, vielfache Eingriffe in die Rechte des Rats und wußten denselben immer mehr beim Reichstag in Mißkredit zu setzen. Unterlag Thorn, so war auch Elbing verloren und Danzigs Unterjochung nur noch eine Frage der Zeit. . . . Wer denkt noch jetzt daran, daß Warschau, Krakau, Kaschau, Krenniz und Schemniz reindeutsche Bürgerstädte waren? . . .

Oft setzten die Jesuiten furchtlos Bürger in ihr Gefängnis; höchstens mußten sie dieselben wieder loslassen, straflos blieb ihr Vorgehen jedenfalls. Einmal verklagten sie ein Ratsmitglied, weil seine Diensthöfen am Fasttag Mehlspeise aßen; den Bürgermeister Közner, weil er einen Gymnasiallehrer in Schutz nahm, der den Pabst durch Verse in einem Österspiel beleidigt haben sollte, wovon der „Präsident“ Közner einfach nur den Ungrund nachgewiesen hatte.

Folgendes Protokoll schildert die Sachlage drastisch: 1722 kommen Jesuiten zum „Burggrafen“ Gerhard Thomas und der eine fährt ihn an: Wie kommt der Herr dazu, den Bittnergefallen einperren zu lassen? — Der Präsident erwidert: Mißhe sich Eure Würdigkeit doch nicht in das weltliche Regiment, sonst

*) Als in der napoleonischen Zeit Baiern in Thorn lagen, erfuhr der nordostdeutsche Landsmann zum drittenmal diesen Nationalhaß, daß die eigenen Volksgenossen die schlimmsten Quälgeister waren! Es kursiren in der Stadt noch manche Anekdoten von bairischer Roheit, die Gustav Freytags viel angefeindete Schilderung im letzten Teil der „Athen“ befätigend illustriren; die Bürger hatten lieber Franzosen und Russen im Quartier als Deutsche.

müßte ich Euch an meine Stelle setzen, was ja nicht angeht. — Worauf der Jesuit: Ich bin auch Jurist und werde wohl einen andern Richter finden, wenn Ihr nicht richten wollt; ich sehe wohl, Ihr seid ein recht grober Dohse. . . . Diese Worte wiederholte er mehrermale, so daß viele Umstehende sie hörten. . . . Auf die protestantische Geistlichkeit hatten die Jesuiten es ganz besonders abgesehen. Ein Rathhausprotokoll z. B. erzählt: Als Prediger Geret an der Johanniiskirche vorüberging, standen auf dem Kirchhof zwei Jesuiten mit einer Anzahl von Schülern; Geret grüßte, doch die beiden brachen in Lachen aus und als der Prediger vorbei war, begannen die Schüler mit Schneebällen nach ihm zu werfen. (22. Januar 1722.) Das evangelische akademische Gymnasium an der Marienkirche im ehemaligen Franziskanerkloster hatte jahrhunderte alten Ruf. Noch immer studirten da Siebenbürger und Kurländer aus alten Familienüberlieferungen her. Ein besonderes Gebäude gab den Ausländern Station. Die Jesuitenschule wuchs indessen rasch empor. Nicht nur der katholische Adel Westpreußens, Renegaten, wie oben geschildert, sondern auch hohe Würdenträger des Hofes, schickten aus kluger Politik und Berechnung ihre Söhne in diese Anstalt am Mittelweichselstrand. Jemehr die Stadt dort verpolnisch wurde, desto schneller fiel das Niederweichselgebiet den Polen als Reichsteil zu, während es bislang noch stets Ausnahmestellung als Schutzland einnahm. . . . Die Jesuitenschüler waren wegen ihrer häufigen Exzesse bei der Bürgerschaft gefürchtet und gründlich verhaßt, sie gingen stets bewaffnet und zogen oft blank. Manchmal rotteten sich ihrer vierzig und mehr zum geschlossenen Kettenmarsch durch die Stadt, versperren ganze Straßen, brachen unter die Spaziergänger vorm Thor und trieben im ganzen Weichbild ungestraft gemeinsten — oft ekelhaft zügellosen — Unfug. Die Landhäuser in den durch alle drei Schwedenkönige Gustav Adolf, Karl Gustav und Karl XII. arg bezimerten, einst blühend schönen, garten- und weinbergreichen Vorstädten wurden förmlich belagert und arg mitgenommen. Oft kam dann mit den Stadtsoldaten zu blutigen Händeln und die häufigen Gymnasiastraufereien endeten stets mit Verwundungen. Doch das war auf rein deutschen Universitäten ebenso. Die Patres wagten so wenig als Professoren und akademischer Senat die vornehmen jungen Leute nach Gebühr zu bestrafen: sie brauchten reiche Böglinge und höfische Beschützer. . . .

Mit den Jesuiten Hand in Hand ging der Johannespfarrer Herr Szejzula (sprich Schischula), damals Titularbischof von Zoppe. Er verlagte den Rat als Mitpatron der Kirche (was die pfiffigen Katholiken mit Fleiß ausreicht erhielten, um ihre katholischen Kirchen im ganzen Stadtgebiet auf Kosten der kleinen Republik repariren zu lassen; erst in diesem Jahr 1883 hat das Reichsgericht die Stadt von dem verjährten Unfug befreit), weil die Kirchengüter schlecht verwaltet würden und Häuser in der Stadt, die der Pfarrkirche gehörten, mit Einquartierung belegt wären u. Auch daß der Rat nie Katholiken zuließ, keinem Polen Eintritt in die Zünfte offen stand u. dgl. wurde beim (adligen) Appellationsgericht in Warschau geklagt: z. B. selbst, daß die protestantischen Bußtage als Stadtfesttage gälten! Dazu wurde dreist gelogen, daß die Bürger ihre (wie noch heute, meist slavischen, also katholischen) Diensthöfen vom Messebesuch zurückhielten — ein sonderbares Ding, denn die Knechte und Mägde waren frei und konnten ja den Dienst verlassen, wenn ihnen dessen Bedingungen nicht zusagten; aber die Herrschaft mußte doch ihr Recht behaupten, daß die vielen katholischen Feste nicht ihnen die vertragmäßige Dienstleistung ihres Gefindes entzogen! — Am 25. Februar 1723 entschied der „König“, daß die Zinsen der Kirchengüter zurückgezahlt und die Bauten auf Stadtkosten — also extra — ausgeführt würden. . . .

Bei Prozessionen galt ein Vertrag von 1643, nachdem ein kaiserlicher Bischof aus der berühmten Familie der Dscholinski geschworen hatte, die Kezer in Thorn zu Paaren zu treiben, deshalb eine Prozession um das Rathaus versuchte, worauf der Rat die Straßen mit Ketten versperren, die Tore (gegen das meist polonisirte Landvolk) schließen und die Bürgerschaft ins Gewehr treten ließ: daraus entstand ein vierzehnjähriger Prozeß

und endlich der genannte Vertrag. An diesen aber hielten sich die Katholiken längst nicht mehr. Es wurde bei Prozessionen geschossen, Raketen geworfen und sonstiger Unfug auf allen Seiten rings um die katholischen Kirchen getrieben. Meist ließ daher der Rat die Stadtmiliz vor der betreffenden Kirche aufmarschiren, aber das fanatisirte Landvolk unter Führung der Jesuitenschüler widersetzte sich fortwährend. Bei einer solchen Gelegenheit kam's zum Ausbruch.

Am Sonntag des Scapulierfestes, 16. Juli 1724, also in schönster Sommerzeit, fand eine Prozession auf dem Jakobskirchhof im Nordosten der Stadt bei besonders zahlreichem Zuzug von schaarenweis hereingeströmtem Landvolk statt. Außerhalb der Kirchhofsmauer stand eine Anzahl protestantischer Bürger. . . ein Jesuitenschüler warf zweien, die das Allerheiligste nicht grüßten, dem Kaufmann Heyder und dem Bäcker Lebahn, die Müze vom Kopf. Aus dieser Gewalttätigkeit entstand Prügelei und zuletzt Einschreiten der Stadtmiliz, Gefangennahme des Schülers, Zusammenrottung der Polen u. Eine Deputation katholischer Studenten forderte vom Präsidenten Közner Freigabe ihres Kommilitonen: er sagte, er müsse die Sache zuerst untersuchen; folgenden Tags tumultuirte die Jesuitenschule in Masse vor Heyders reichem Kaufhause. — Der Rektor erlangte Freilassung seines Bögling — und dies anscheinende Zeichen von Schwäche ermunterte die jungen Fanatiker zu größtmöglichen Ausschreitungen. Mit gezogenen Säbeln überfielen sie Bürger, bis die Miliz wieder einen Rädelshörer einsteckte. Nun raubten sie als Pfand in der Arabergasse, unweit ihres Kollegs, einen ahnungslos vor der Tür im hölzernen sog. Weischlag lehrenden protestantischen Gymnasialisten mit dem polnischen Namen Nagorni. Bekanntlich war fast die Hälfte Polens evangelisch gewesen, ehe die Jesuiten kamen. Der blaue Montag gab den meist deutschen Gesellen freie Zeit; sie scharten sich vorm Kolleg, wo Gymnasialisten Herausgabe ihres Genossen verlangten. Die Polen fielen auf ihre deutschen Todfeinde aus und wurden durch Kapitän Graurod mit acht Mann Stadtmiliz zurückgetrieben. Statt jedoch nun zur Stelle zu bleiben und die Menge auseinanderzutreiben, marschirten die Soldaten wieder auf die Hauptwache zum Mittag und das Kolleg blieb sich selbst überlassen. Die ledigen Jungen stürzten mit blanker Waffe heraus und trieben die Leute fort, bis diese bei einem benachbarten Neubau Steinhäusen fanden und nun die Studenten zurückbombardirten. Die Stadtsoldaten (die unterdes wohl gespeist hatten) kamen zum zweitenmal und — alte Geschichte, die immer neu bleibt — es wurde von beiden Seiten gefeuert. Wer anfing, war später nicht mehr festzustellen, wie nie bis 1848! — Nach kurzer (Vesper-) Stille begannen die besiegten Studenten im Kolleg einen Triumphgesang mit Waldhornblasen und obligater Raketenbegleitung. Der Abend war schön, die Menge kam wieder herbeigeströmt und erwiderte giftig die Hohnreden der Jesuitenschüler.

Der Rat von Thorn hatte die Untersuchung des Tumults, bei dem nur Fensterscheiben, nicht Menschengliedmaßen zerbrochen, kein Blut geflossen war, gleich am 20. Juli in die Hand genommen. Dagegen protestirte der Jesuitenpater Marczewski, erschien auf dem provisorischen Rathhause (das alte schöne Prachtgebäude war durch Karl XII. zugrunde bombardirt) und erklärte, dem Rat komme es nicht zu, Verhöre anzustellen, aus Warschau erscheine bald eine Staatskommission. So war der freien Stadt ein Ende gemacht, die sich für Polen in den schwedisch-polnischen Kriegen geopfert und finanziell ruiniert hatte. Der Rat schrieb an seinen warschauer Agenten, die Wahl eines Teils der Kommission dem Räte zu sichern und die Gesamtzahl möglichst klein werden zu lassen, da sonst die Kosten der verarmten Stadt zu schwer fielen. Der geschickte Agent konnte die Jesuitenmacht nicht überwinden. Am 16. September kam die Kommission an und wie! Ihr Präses, der Broclawer Bischof, fuhr mit zweiundzwanzig Wagen heran und verlangte fünf Häuser am Markt, der nächste, Fürst Lubomirski, gar sieben! Einige Herren meldeten hundert, andere hundertfünfzig Mann Bedeckung an. Alle forderten gut Quartier und feine Bewirtung.

Den Bischof bewillkommneten im Grenzstädtchen Ratschoefel bei der bekannten Saline Tschochschinet, einem polnischen Weltbade, der Abgesandte Thorns und erfuhr, daß man einen „reelleren Willkomm“ von der Stadt erwarte als höfliche Reden! Den Fürsten begrüßte der Bürgermeister Rösner selbst auf lateinisch, der große Herr antwortete auf polnisch, er verstehe kein Latein mehr, sei längst aus der Schule, Soldat, und zu Ehren Gottes gekommen. . . Er scheine ein großer Eiferer, sagte Rösner nachher in der Ratsitzung sehr naiv, — ahnte nicht, daß er von selbigem Eiferer zum Blutopfer bestimmt war. . .

Blötzlich schickte dieser Fürst Lubomirski den polnischen Major Dargelles (französischen Namens) auf das Rathhaus und ließ die Stadtschlüssel fordern. Der Rat protestirte, das habe nicht einmal der König von der Freistadt verlangt. Vergebens — Dragonerregimenter und Krongarden rückten in die Stadt von allen Seiten, und zahlreiches Militär belegte die Kammereigüter. Feldmarschall Flemming, aus Voltaire bekannt, war jeder Veschwerde unzugänglich. Die deutschen Landsknechte karakirirten Schlosser in seiner Schilderung des nordischen Krieges, wie sie ehelos trotz ihres Adels und Offizier-Point-d'honneurs Menschenraub trieben, sobald der König befehl. Aber König August der Starke war Rösners Gastfreund und Schuldner? Umso besser; mit Rösners Tod war er seiner Schulden los. Der Mann, der beim Regierungsantritt und Religionsübertritt seine Eltern und Ahnen zur Hölle verflucht, fühlte keine Gewissensbisse um einen deutschen Bürgermeister!

Günstigste Gelegenheit, die herrlichen deutschen Kirchen zu rauben. Ganz Polen besitzt nicht einen Dom, wie die Thorer Marienkirche; es war die dritte, die man stahl und dem polnischen Gottesdienst dienstbar machte; wie Spazier den fleißigen Schwalben die Nester rauben und höhnisch Triumph zwitschern — so besitzen bis heute die Polen unter dem Schirm deutscher Langmut die drei schönsten alten gotischen Dome der einst großmächtigen Weichsellönigin, wie anfangs die freie Stadt von den schmeichelnden Jagellonen unkundlich genannt wurde.

Der Eröffnung im Rathause wohnten Bürgermeister Rösner und Burggraf Thomas bei, entfernten sich aber bald. Die beiden Kleingeistigen Todfeinde versöhnten sich in der Angst. Außer den Jesuiten kam der Franziskaner-Provinzial und forderte für seinen Orden die Hallenkirche zu St. Marien, die Dominikaner wenigstens Geldentschädigung, da ein Frater mißhandelt sei. Die Jesuitenpatres instruirten vor dem Sitzungslokal die Zeugen, fortwährend auf und ab patrouillirend, um keinen zu versäumen. Die Entlastungszeugen wurden alle verworfen. Der Jesuiten Vorschlag, die beiden Ratspizzen Rösner und Thomas, den Stadtschreiber Wedemeyer und mehrere andere Bürger zur Tortur nach Warschau zu schicken, war selbst der Kommission zu stark und fiel. Aber zwei Prediger, Geret und Dloff, nahm man ins Verhör, die Bürgerschaft erschrak und merkte jetzt erst, wohin man zielte. „Lieber die deutsche Freistadt ruinirt, als unpolonisiert“, hieß es bei den Schlachtschizzen.

Nach vollendeter Arbeit verlangte jeder Kommissar 100 Gulden, der Rat lehnte die Zahlung ab, da sie schon einen Monat geschwelgt. Zur Strafe befahl die Kommission, das Militär auf unbestimmte Zeit im Quartier zu lassen. Ganz wie die Straßbairer in Hessen und die Dragonaden in Frankreich. Der Prozeß kostete bis zum 16. Oktober schon 28,514 Gulden 26 Pf. Im Gefängnis saßen einige hundert Evangelische. Der Hauptpater Marczewski besuchte sie und drohte fürchterlich, falls sie nicht katolisch würden. Die Akten nahm die Kommission nach Warschau, der Reichstag war aufgelöst, das Appellationsgericht übernahm die Sache. Am 24. Oktober reiste Ratsherr Giering freiwillig auf Andringen der dritten Ordnung (des Handwerkerturns) mit zwei Gliedern der anderen zwei Ordnungen zum König; alle anderen hatten Furcht gehabt, nach Warschau in die Löwenhöhle zu gehen. Und Warschau ist selbst urdeutsche Gründung, war früher nebst Krakau im engsten Verkehr mit Thorn, das durch Ordensschutz viel reicher als beide aufblühte; aber die jetzt ganz arm ge-

wordene Stadt besaß nicht mehr den polnischen Hebel: Geld, um in Warschau, das die Wafa zur Residenz gemacht, für sich wirken zu können. Die angebotenen 200 Gulden hatte Feldmarschall Flemming zurückgewiesen; 2000 hätte er genommen.

Am 16. November ward das Urteil publizirt: auf den Eid der Jesuiten hin sei Rösner des Todes schuldig und mit neun anderen zur Enthauptung verdammt; seine Güter verfallen; vier weiteren Bürgern sollte die rechte Hand abgehakt werden, worauf sie auch zu köpfen seien. Andere Ratsherren und Bürger wurden mit Geld und Gefängnis bestraft; auch dreißig Handlungsdienere und Gymnasiasten erhielten je ein Jahr Haft. Die Stadt sollte den Schaden ersetzen und vorläufig ihre Güter den Jesuiten in Pfand geben. Zur Buße mußten sie noch die sogenannte Schandensäule setzen — eine Marmorsäule zu Ehren der Jungfrau, die der große Minister v. Schön 1816 wegbringen und als Pfeiler im Hochmeistererschloß von Marienburg verbauden ließ.

Die Hauptbestimmungen des Urteils vernichteten Thorns politische und kirchliche Freiheit; zum erstenmal seit Gründung der Stadt sollten Polen in die Bürgerschaft und sogar in den Schoß der Behörden Zugang finden. Das war eine flagrante Verletzung der städtischen Verfassung, die August II. feierlich garantiert hatte. Diesem Sardanapal aber lag viel an Ehre, Eidschwur, Nationalität und derlei Schräullen. Er bestätigte alles. Rasch ging die Entwicklung vor sich; am 17. Juli war der Tumult; am 16. September der Einzug der Kommission; am 16. Oktober ihr Schluß; am 16. November das Urteil; am 16. Dezember sollte die Exekution sein. Das war dem Fürsten Lubomirski noch nicht rasch genug. Am 5. Dezember erschien er bereits auf dem Rathhaus und lud alle zu Exekutirenden vor. Das Dekret verlas man lateinisch — jetzt konnte er Latein! Es galt jetzt noch der Meineid der Jesuiten, aber die sagten davor nicht; sie stellten sechs Schlachtschizzen, die beim Tumult gar nicht in Thorn gewesen waren — was kam darauf an. Die adeligen Polen schwuren wie ihre Weichväter wollten, und nun erst war Thorn verurteilt. Abends um 9 Uhr erschien Rösner im einfachen Rock und hörte sein Todesurteil standhaft an. Sein Genosse entkam durch Verkleidung mand Umstände nach Danzig. Rösner sollte sich durch Uebert retten. Er lehnte kalt und still eine solche Zumutung ab.

Wenn irgend ein Vorwurf den Ehrenmann als Präsidenten trifft, seine Haltung nach dem Prozeß hebt ihn hoch über allen Tadel und versöhnt jeden mit dem vorher etwas kleinbürgerlichen Benehmen und Gebahren des Vorstehers einer exponirten deutschen Kleinrepublik. Sonach feiert die Stadt sein Andenken als Märtyrer der Gedanken- und Bürgerfreiheit, als Blutzeugen des Glaubens, wie man das nennt, als Vertreter — muß jeder es nennen — der Standhaftigkeit und Ueberzeugungstreue, mit vollstem Recht. Ein Komitee ist eingesetzt, um ihm am Lutherstage ein Denkmal zu stiften. Denn er gleicht Luther im Kleinen, wie ein Kind dem tatenungebenen greisen Ahn. Die Bürgerschaft ehrt sich selbst durch diese ehrende Anerkennung eines Bürgers, der lieber sich köpfen als zur Unwahrheit bewegen ließ. . .

Am 23. Januar 1722 hatte der Rat mehrere adlige Polen, die Straßenraubes, Einbruchs und Mordes überführt waren, öffentlich köpfen lassen. Jetzt vergalt der polnische Adel dies Attentat auf seine Immunität (gesetzliche Straflosigkeit) durch Enthauptung der Ratsherren — zwei Jahre später!

Am 7. Dezember 1724, einem Donnerstage, bestieg der greise Rösner das Schaffot, welches auf dem altstädtischen Markte neben dem zerstückten und ausgebrannten Rathhaus stand, umgeben von dichtem Militärkordon. Von elf Genossen entkam der eine, wie oben gesagt, durch immense Geldopfer, der andere durch Abschwörung seines Glaubens, die übrigen neun verweigerten Uebertritt und Gnadengesuch; ihre Häupter fielen der Reihe nach. Ein Augenzeuge schildert mehrere Noheiten des polnischen Henkers, die wiederzugeben efelt.

Am folgenden Freitag nahm man die evangelische Marienkirche mit Gewalt, wie sechzig Jahre vorher die durch ihre



C. G. ...

1883

front in der Kunstgeschichte berühmte, von Anton Springer anders gefeierte Jakobskirche. „Dank vom Hause Oesterreich!“ e Nationen sind nicht dankbar — Thorn hatte Polen großen helfen, zum Schanden des mächtigen deutschen Ordens; worn hatte sich für Polen gegen Gustav Adolf, Karl Gustav und Karl XII. zugrunde gerichtet. Jetzt erhielt es den Lohn, wie Carlyle sagt, dafür, daß es seinen Erzeuger, den Ritterschind, mit dem Fuß aus den Mauern gestoßen! — Doch die Nemesis waltet allseit: in Thorn schlossen die gequälten polnischen Dissidenten 1766 die Konföderation, deren Ende Polens Teilung war! — nach einem Halbjahrhundert.

Ausgeburten des religiösen Wahnsinns.

Historische Skizze von Karl Frohne.

Kürzlich lasen wir in einer amerikanischen Zeitschrift*) über eine in Neu-Mexiko ihr Unwesen treibende fanatische Sekte, die sogenannten „Hermannsbüßer“, welche, um Vergebung der Sünden zu erlangen, sich periodisch grausamen Züchtigungen unterwirft.

Bei ihren Zeremonien erscheinen alle Beteiligten maskirt, um ihre Identität zu verheimlichen, und bei der jährlichen Buße machen die Mitglieder öfters eine Wallfahrt von vielen Meilen, um die vorgeschriebenen Martern zu erdulden.

In diesem Jahre begann die Buße am 27. Mai; wie lange sie gedauert ist nicht angegeben. Etwa dreißig Männer und Frauen bildeten einen Zug. Voran gingen fünf Männer, nackt von der Hüfte bis zum Kopf, letzteren von schwarzen Kapuzen verhüllt. Je zwei dieser Männer trugen ein schweres hölzernes Kreuz, während der fünfte mit einer wuchtigen Peitsche den Kreuzträgern so heftige Schläge auf den nackten Rücken versetzte, daß das Blut hervorquoll. Die zwei Kreuze wurden zuweilen den Trägern von andern Personen abgenommen, so daß alle Büßer ihren Anteil an den Geißelhieben erhielten. Ein anderer Mann trug einen Stachelstock, dessen scharfe Spitze er von Zeit zu Zeit seinen Genossen in das Fleisch stieß. Ob auch die an der Prozession teilnehmenden Frauen die gleiche Tortur erlitten oder welche andere, ist in dem Berichte nicht gesagt.

So zog die Prozession die Straße hinab. Außer einem Gesang in spanischer Sprache, den die Fanatiker zuweilen anstimmten, wurde kein Wort laut, und kein Seufzer kam über die Lippen der Gefolterten. Der Zug löste sich vor einem kleinen, aus ungebrannten Lehmziegeln errichteten Gebäude auf, in welchem die Zeremonien beendet wurden. Der Boden vor der Hütte war eine Strecke weit mit stacheligen Kaktuspflanzen bedeckt. Als die barfüßigen Kreuzträger dort anlangten, zögerte einer derselben einen Augenblick, voranzuschreiten. Sofort sausten die schweren Peitschen auf seine bereits blutenden Schultern nieder — und er sprang mit einem Satz in die Stachelpflanzen. So zog die Prozession, breite Blutspuren auf ihrem Pfade zurücklassend, in die Hütte ein. Was im Innern derselben vorging, ist nicht bekannt. Nach einiger Zeit verließen die Büßer die Hütte und marschirten zurück zu dem Gebäude, wo sie ihren regelmäßigen Gottesdienst halten. Eine andere Schaar Büßer, die dort die Schaar der ersten erwartete, trat dann den Marsch nach dem Orte der Sühne an — und die eben beschriebenen gräßlichen Szenen wiederholten sich mehreremale.

Die Zahl der „Hermannsbüßer“ soll etwa zweitausend betragen. Sie gehörten ursprünglich zur katholischen Kirche, wurden jedoch vor etlichen Jahren vom Erzbischof von Santa Fé exkommuniziert. Nichtsdestoweniger bestehen sie fort.

So der amerikanische Bericht. Derselbe erinnert aufs lebhafteste an das Treiben der Flagellanten- oder Geißlergesellschaften des Mittelalters, die auch in furchtbarer Sinnesverwirrung gegen das eigene Blut wütheten.

Auch die Urheber des thorn'schen Blutgerichts endeten kläglich. Pater Marczewski lebte lange, gequält von Körperleid, sodaß er die letzten zwei Jahre „weder sitzen noch liegen, weder leben noch sterben“ konnte, und den Prediger Geret, den er soviel verfolgt, um Labung bitten mußte. Fürst Lubomirski starb wie Sulla und Herodes. Der erste polnische Ratsherr, Marjanski, delirirte auf dem Todesbett, er sähe die Getöteten um sich stehen und fluchte seinem Anführer Marczewski. Polen dagegen erzählen, Fürst Lubomirski sei ihnen erschienen und habe versichert, er hätte nur drei Stunden im Fegefeuer geessen zum Lohn für seine Strenge gegen die thorn'schen Kezer.

Bereits im Jahre 1260 begegnen wir einer großen Geißlerfahrt in Italien, — zu einer Zeit, als die Lande unter den Kriegen zwischen Welfen und Ghibellinen verbluteten und dem furchtbarsten Jammer preisgegeben waren. Unter Führung des fanatischen Einsiedlers Rainero von Perugia durchzogen die Geißler von Spoleto aus in Scharen, die bald zu vielen tausenden anwuchsen, Wälschland und einen großen Teil des südlichen und westlichen Deutschlands, durch Predigt und Beispiel zur Reue und werktätigen Buße mahnend, auf daß der „Himmel“ sich erbarme und dem Kriegseleid ein Ende mache.

Doch das alles war nur ein unbedeutendes Vorpiel zu der großen Tragödie, die etwa neunzig Jahre später ihren Anfang nahm, als der furchtbare Würgengel, die Pest, Europa verwüstete. Unerbittlich und rastlos sah man ihn seine Sense schwingen, niemand verschonend, weder hoch noch niedrig, Geistliche noch Laien, weder Reichtum noch Armut; überallhin mit Windeseile sich verbreitend und — mit Hungersnot im Gefolge — Hügel zu hunderttausenden von Leichen aufstürmend.

Alle diese Schrecknisse trafen ein vollständig unter der Herrschaft religiösen Wahnes stehendes, von einer allmächtigen Geistlichkeit am Gängelbände des blödesten Aberglaubens und kindischen Vorurteils gehaltenes Geschlecht. Da war es allerdings nur zu erklärlich, daß die Idee Wurzel faßte, die „göttliche Vorsehung“ habe beschloffen, das ganze Menschengeschlecht „zur Strafe für seine Sünden“ durch jene dämonische Seuche zu vertilgen, der man völlig ratlos, baar aller Hilfe und alles Schutzes, von Entsetzen und Verzweiflung gepackt, gegenüberstand.

Der überwältigende Eindruck des furchtbaren Elends, das Gefühl der Ohnmacht ihr gegenüber, übten ihr Recht auf die Gemüther aus, — die einzige Handlung, deren die Verzweiflung noch fähig erschien, war die werktätige Buße, wie Häser in seiner „Geschichte der epidemischen Krankheiten“ sagt.

Wie hätte, den finstern Begriiffen jener Zeit nach, der werktätigen Buße besser genügt werden können, als durch schwere Kasteiung des Leibes? Wußte man doch, daß viele hervorragende Kirchenfürsten selbst, so der Kardinal Damiani und der Erzbischof Antonius von Padua, die Selbstgeißelung als letztes Mittel, Gott zu versöhnen, leidenschaftlich empfahlen und an sich selbst angewendet hatten.

Der Volksmassen bemächtigten sich diese schwärmerischen Ideen einer sittlichen Läuterung. Es trieb sie der Gedanke, die schwere gemeinsame Kasteiung ihrer Leiber, „der Hölle sündiger Seelen“, müßte die zürnende Gottheit, die das Menschengeschlecht mit Qualen heimsuchte, „zähmen.“ Sie wäthten die Gottheit in grimmiger Ausübung ihrer „höheren Strafgewalt“ — und darin wollten sie ihr beistehen, indem sie freiwillig noch mehr der Qualen auf sich nahmen.

So ertönten denn bald in allen Gauen der von der Pest heimgesuchten Lande die Bußpsalmen der Flagellanten-Scharen, unter denen auch zahlreiche Frauen und Kinder sich befanden. Ja, in Speier bildete sich sogar eine lediglich aus Knaben bis zu 12 Jahren bestehende Flagellantengesellschaft, die dem Beispiele der Erwachsenen folgte.

*) Franz Leslies Nr. 1340.

Der unerblicklichsten, glaubwürdigsten Zeugnisse über das Treiben dieser Schaaren gibt es sehr viele. Danach zogen die Geißler, mit verhülltem Antlitz, nur notdürftig bekleidet, mit entblößten Schultern, oft schwere Kreuze schleppend, in die Kirchen der Städte und Dörfer ein. Nachdem sie einen Bußpsalm abgesungen, in welchem die Gottheit angefleht wurde, „das große Sterben zu wenden“ und die Buße anzunehmen, legten sie ihre Mäntel und Kutten ab, zogen die Schuhe aus und begannen, sich mit ihren dreispicmigen Geißeln unbarmerzig den Rücken zu zerfleischen, so daß oftmals die Kirchenwände von Blutspuren benetzt wurden.

Den Schluß dieser grauenhaften Bußübung bildete wiederum ein Gesang.

Nicht lange, und die Geißlerschaaren übersluteten das ganze Reich, besonders aber Sachsen, Thüringen, Franken und die Rheinlande; selbst über das Meer nach den brittischen Inseln nahmen sie ihren Weg. Daß damit die Verbreitung der Seuche nur gefördert wurde, bedarf wohl kaum der Erwähnung.

Die Geißler bildeten eine unter der Leitung von „Meistern“ stehende Bruderschaft. Wer Aufnahme in dieselbe begehrte — und das waren nicht nur „Leute aus den niedrigsten Klassen“, wie irrtümlich oft behauptet worden, sondern auch Reiche und Bornehme — der mußte sich vor allem verpflichten, eine bestimmte Zeit auszuhalten, und feierliche „Buße und Liebe gegen seine Feinde“ geloben. Ehemänner fanden nur mit Zustimmung ihrer Frauen Aufnahme, ebenso Frauen nur mit Zustimmung ihrer Ehemänner.

Daß diese ganze Erscheinung nicht verfehlte, einen tiefen Eindruck auf die große Volksmasse zu machen und den Gedanken der Nachahmung auch in solchen wachzurufen, die aus irgend welchem Grunde an den Geißlerfahrten nicht teilnehmen konnten, ist wohl selbstverständlich. Es erklärt sich daraus die Tatsache, daß an sehr vielen Orten die Zurückbleibenden sich wenigstens zweimal an besonders dazu bestimmten Stätten geißeln ließen. Dabei wurde dann von einem der Geißler ein Brief verlesen, „der zu Jerusalem auf St. Peters Altar von einem Engel niedergelegt worden“, und darin stand — wie Thüringer Chroniken berichten — daß Gott, erzürnt über die Welt, deren Untergang beschlossen hätte. Aber die Jungfrau Maria und die Engel hätten ihn um Barmherzigkeit gebeten. Man möge deshalb Buße tun. — Ost kam es, wie ein altes Zeitbuch meldet, vor, daß die Pfaffen, welche in diesem Hofkalender eine Beschränkung ihrer „göttlichen Autorität“ und ihres Privilegiums, Wunder zu erfinden, erblickten, den Geißlern entgegenzutreten und fragten: „Wer hat euch den Brief besiegelt, daß ihr solches glaubet?“ Die Geißler pflegten dann zu antworten mit der spitzfindigen Gegenfrage: „Wer hat euch die Evangelien besiegelt, daß ihr an sie glauben möget?“ —

Uebrigens ließ der Klerus die Geißler nur so lange in Ruhe, als dieselben sein Ansehen nicht gefährdeten. Es konnte jedoch nicht ausbleiben, daß dieses geschah. Die Volksmassen erwiesen alsbald den Geißlern, besonders den Häuptern ihrer Brüder-

schaften, eine an Abgötterei streifende Verehrung. Dadurch übermütig gemacht, griffen diese Häupter ohne viel Bedenken in die Vorrechte des Klerus ein; sie begehrten, wie dieser, Wunder zu tun durch Fürbitten, Handauflegen u., und erklärten, von Gott die Machtvollkommenheit zu haben, jedem, der das „Sakrament der Geißelbuße“ empfangen, Absolution zu erteilen. Solcherweise lehnten sie sich gegen die Autorität des Klerus auf und behandelten denselben mit der äußersten Geringschätzung. Kein Wunder, daß der Klerus energisch das Einschreiten des Papstes forderte.

Wichtigere und ernstere Rücksichten bewogen die weltliche Macht, gegen die Geißler vorzugehen. Unter der Larve frommer Zerknirschung mischten sich die gefährlichsten Menschen in ihre Reihen — und bald wurde Diebstahl, Mord und Raub ungestraft verübt.

So wurden denn durch eine Bulle des Papstes Clemens VI. vom 20. Oktober 1349 die Geißlerfahrten für die Christenheit als „kezerisches Unternehmen“ verboten. Die Bulle wurde im Jahre 1372 vom Papst Gregor XI. erneuert.

Trotzdem tauchten die Geißlergesellschaften hier und da noch wieder auf, doch waren sie von nun an manchen Verfolgungen ausgesetzt. In gewaltiger Stärke, dreißigtausend Mann an der Zahl, erschienen sie im Jahre 1400, welches Papst Bonifazius IX. zu einem sogenannten „Jubeljahr“ gemacht hatte, in Rom. Dem päpstlichen Jubelunfug — Nachlaß der Sünden gegen fromme Spenden — setzten sie ihren Unfug entgegen, weshalb eine neue Bannbulle sie traf. — Als sie 1414 nochmals in Thüringen erschienen, wurden mehrere ihrer Häupter als Kezer verbrannt.

Nicht unerwähnt möge bleiben, daß die Geißler sich noch besonders durch Aufhezung der Volksmassen gegen die Juden hervortaten, indem sie diesen die schauerlichsten Verbrechen, so die Vergiftung der Brunnen u. a., andichteten. Mehr als einmal gelang es ihnen, den großen Haufen zu fanatisieren, daß er keine Schranken und kein Maß mehr kannte, und sich erbarmungslos auf seine Schlachtopfer stürzte.

Seitdem ist ein halbes Jahrtausend vergangen. Längst hat die Geschichte ihr Urteil gesprochen über die geschilderten Erscheinungen und deren innerste Ursachen: das religiöse Vorurteil, den Aberglauben an eine finstere überweltliche Macht, gepflegt und genährt von „Dienern Gottes“. — Und heute sehen wir eine ähnliche Erscheinung in Amerika — und wie damals so auch jetzt trifft die „Büßer“ der Bannstrahl der geistlichen Gewalt. Was dem Mönch, wenn er in der Einsamkeit der Klostermauern seinen Leib martert, als „gottgefälliges“, zur „ewigen Seligkeit“ führendes Werk angerechnet wird; — was einem Antonius von Padua und so manchem anderen asketischen Schwärmer dazu verholfen hat, „heilig“ gesprochen zu werden, — das belegt die geistliche Gewalt mit dem Banne, wenn mehrere Menschen aus dem Laienstande es nachahmen. Eine bedenkliche Logik, die da sagt: Wenn zwei im religiösen Wahnsinn dasselbe tun, so ist es doch nicht dasselbe.

Unsere Blumenzüchter.

Aus dem Insekten- und Blumenleben.

Von Wilhelm Blos.

Im Frühling und Sommer, wenn die alte und doch ewig junge Mutter Natur ihr schimmerndes Prachtgewand angelegt hat, welch eine Fülle von Blütenglanz und Blütenduft in Wald und Feld! So reich, daß die Dichter nimmer müde werden, die alljährlich sich verjüngende Herrlichkeit zu besingen. Welch ein Reichthum und Schmelz der Farben, welche süßen und bezaubernden Düfte! Wie arm erscheint das Werk von Menschenhand gegenüber den ungezählten Massen von freundlichen Gaben, welche die Naturproduktion aus ihrem uner schöp flichen Füllhorn über uns ausschüttet!

Du liegst im Wald oder auf der Wiese, weit von dem geschäftigen Treiben der Menschen unter einem Baum, um dich in der Einsamkeit zu erfrischen. Aber je länger und aufmerksamer du lauschest, desto mehr schwindet die scheinbare Stille und Einsamkeit. Ein leises Rauschen, Knistern und Summen wird dir bemerkbar, jenes geheimnisvolle Waldbeswehen, in welchem unsere frommen Ahnen den Odem ihrer Waldgötter erkennen wollten. Wir sehen unzählige kleine Wesen sich regen. Die Rücken summen; die Käfer lassen ihre blanken Flügeldecken im Sonnenstrahl funkeln, Schmetterlinge gaukeln hin und her,

Bienen, Wespen und Hummeln schwirren hurtig von Blume zu Blume. Die Blumen öffnen wie schmachend ihre Kelche und entfenden ihre süßesten Düste, lassen ihre schönsten Farben schimmern. Ein warmer, wohliger Hauch geht durch diese ganze bunte Erscheinungswelt, und selbst wenn wir heute noch am Anfange der langen Reihe von Forschungen und Erscheinungen ständen, die wir bereits hinter uns haben, so müßten wir ahnen, daß sich hier ein reiches und weitverzweigtes organisches Leben abspielt. Die Naturforschung ist heute in der glücklichen Lage, dieses reiche und interessante Leben zu kennen; sie hat Klarheit geschaffen im allgemeinen, wenn auch noch manches einzelne unerklärt sein mag. Die Natur hat selbst ihr Inneres erschlossen, und wer lesen kann, der lese, was dort in großen und klaren Zügen geschrieben steht. Die tiefeingedrungene Naturforschung von heute kann sich jene schönen Worte zu eigen machen, in denen Eichendorff seine Erkenntnis vom Wesen und Wirken der Natur im grünen Wald und blumigen Feld ausdrückt:

„Ich fand darin geschrieben
So manch ein schönes Wort
Von rechtem Tun und Lieben
Und was des Menschen Fort;
Ich habe treu gelesen
Die Worte schlicht und wahr
Und durch mein ganzes Wesen
Wards unaussprechlich klar!“

Was der Dichter nicht aussprechen kann, die Wissenschaft spricht es aus.

Wenn heute gefragt wird, wie denn der prächtige Blumenstempel in Wald und Feld entstanden und wie er zu solcher Mannichfaltigkeit und zu solchem Farbenreichtum gekommen sei, so brauchen wir heute nicht kleinlaut zu sagen, daß wir etwa vor einem unerforschlichen Rätsel ständen, oder die Ausflucht in Anspruch zu nehmen, daß jene Naturherrlichkeiten durch Schöpfung seitens einer übernatürlichen Gewalt hergestellt worden seien. Wir haben in neuester Zeit einen Ueberblick gewonnen, wie sich der ganze Blumenstempel entwickelt hat und was dabei behilflich gewesen ist.

In der Vorzeit war die Flora, die Pflanzenwelt, zuerst durch jene auf der niedrigsten Stufe stehenden Organismen, die Algen vertreten, aus denen sich dann höhere Pflanzengattungen entwickelten; zunächst die Moose, aus diesen wieder Farrenkräuter u. s. f., bis die Entwicklung endlich bei den höchsten Pflanzengattungen anlangte, wie wir sie heute sehen und wie sie sich immer noch weiter vervollkommen. Es ist der Naturwissenschaft gelungen, diese lange Reihe der Entwicklung aufzufinden. Diese Erforschung wurde zunächst dadurch ungemein gefördert, daß Linné, der berühmte Botaniker, die ungeheure Menge der Pflanzen übersichtlich ordnete und einteilte. In unserem Jahrhundert kam Darwin, der in seinen langjährigen Beobachtungen die Gesetze von der Veränderung der Arten, von der natürlichen Zuchtwahl, von der Vererbung und Anpassung fand und dadurch auf die bisher immer noch dunkel gebliebene Entwicklung der Pflanzenwelt ein hellstrahlendes Licht fallen ließ.

Nachdem sich die Pflanzen zu höheren Formen herauf entwickelt hatten — diesen Vorgang darzustellen ist hier nicht unsere Aufgabe — entstanden auch die Pflanzen mit Blüten; anfangs sehr einfach, später ausgebildeter und mannichfaltiger. Es entstanden also jene pflanzlichen Organismen, die man heute unter Blumen versteht.

Die Blume kann sich fortpflanzen durch Selbstbefruchtung oder durch Kreuzung mit anderen Blumen. Die Fortpflanzungsorgane haben sich im Lauf der Entwicklung sehr verschieden gestaltet; es gibt Blumen, bei denen Selbstbefruchtung und Kreuzung zugleich stattfinden kann; bei anderen findet nur eine Art der Fortpflanzung statt.

Die Geschlechts- resp. Fortpflanzungsorgane der Blumen erscheinen unter mannichfachen Formen; im Ganzen aber geht die Befruchtung nach den gleichen Grundsätzen vor sich. Innerhalb der Blumenkrone befinden sich nämlich die Staubfäden, welche innerhalb der Staubbeutel den Blumenstaub tragen, die

sogenannten Pollen oder Pollenkörner. Auf dem Grunde der Blütenkelche befindet sich der sogenannte Stempel, welcher den Fruchtknoten, den Behälter der Samenknope, in sich schließt. Am oberen Teil des Stempels befinden sich kleine Wärtchen, Narben oder Narbenpapillen genannt, die mit einer klebrigen Feuchtigkeit bedeckt sind. Wenn sich zwischen Fruchtknoten und Narbe noch ein Verbindungsstück befindet, nennt man dieses den Griffel. Außerdem finden sich im Kelch noch häufig Honigdrüsen (Nektarien), die verschieden angebracht sind. Bei der Befruchtung fallen die Pollen- oder Blumenstaubkörner aus dem Staubbeutel auf die Narbe und werden dort von der klebrigen Feuchtigkeit festgehalten. Das Pollenkorn bildet dann einen Fortsatz in Form eines Schlauches, den sogenannten Pollenschlauch; dieser Schlauch drängt sich zwischen den Wärtchen oder Narbenpapillen hindurch in den Behälter der Samenknope hinein und kommt mit dem eigentlichen Ei, welches dort verhüllt liegt, in Berührung. Durch den Schlauch dringt nun der befruchtende Inhalt des Pollenkorns ein und erreicht das Ei, resp. die Eizelle, welche so befruchtet wird, wächst und zum Samenkorn sich ausbildet.

Bei dieser so feinorganisierten und wunderbaren Befruchtungsförmung sind aber auch noch andere Einflüsse tätig. Das Pollenkorn fällt nicht von selbst auf die Narbe, um weiter vorzudringen das Ei zu befruchten, sondern es muß eine treibende Ursache dazu vorhanden sein. Zunächst besorgte der Wind das Abfallen der Pollenkörner. Er schüttelte die Staubfäden tüchtig, so daß die Pollenkörner aus den Staubbeuteln fielen. Er trieb aber mit den Pollenkörnern eine große Verschwendung und streute die weitaus größere Masse umher, daß sie nutzlos verdarb. Inzwischen hatte sich auch die Insektenwelt entwickelt und von den Insekten fanden sehr viele Geschmäcker an den Pollenkörnern. Sie flogen von einer Blüte zur andern und suchten die beliebte Nahrung auf; dabei verschleppten sie den Pollenstaub ohne ihren Willen, streiften ihn auf anderen Pflanzen ab, wo er mit den weiblichen Organen befruchtend in Berührung kam, und stellten so als unfreiwillige Vermittler die Kreuzung her. Damit hatten diese Insekten für die Fortpflanzung und Entwicklung der Blumenwelt eine ungemein wichtige Rolle übernommen, die durch Anpassung und Vererbung nunmehr für verschiedene Pflanzenarten unentbehrlich geworden war.

Der Vollständigkeit wegen sei auch bemerkt, daß bei einzelnen Pflanzen, die im Wasser gedeihen, auch das Wasser die Ueberführung der Pollenkörner übernimmt; bei anderen Blumen verschleppen die Schnecken, die über sie hinwegkriechen, den befruchtenden Staub; auch einzelne Vögel, die sich vom Blumenhonig nähren, besorgen die Beförderung der Pollenkörner, namentlich der zierliche Kolibri. Das meiste aber leisten in diesem Punkte die Insekten, und unter diesen wieder leistet die fleißige und intelligente Biene mehr als alle anderen Insektenfamilien zusammengenommen. Die Insektenblütler, wie die Wissenschaft die Blumen nennt, deren Fortpflanzung durch Insekten vermittelt wird, sind die entwickeltsten Blumen; sie haben fast alle Honig und zeichnen sich aus durch ihre Farben oder ihren Duft. Alle unsere einheimischen Blumen sind Insektenblütler.

Die Kreuzung, welche die Insekten unter den Blumen vermittelten, war für die Fortentwicklung der Blumenwelt von unermesslicher Bedeutung. Darwin ist zuerst auf diese hohe Bedeutung der Kreuzbefruchtung aufmerksam geworden; er hat zahlreiche Versuche angestellt und ist zu dem Resultat gekommen, daß durch lange und andauernde Inzucht, also die engste Form der Fortpflanzung, die bei der Pflanze die Selbstbefruchtung ist, die Art verschlechtert wird, während die Kreuzbefruchtung eine weit kräftigere und entwicklungsfähigere Nachkommenschaft liefert. Ein Gesetz, das in der ganzen lebenden Natur in Kraft besteht. Bei den hochentwickelten Blumen bildet darum die Kreuzbefruchtung oder Fremdbestäubung die Regel, die Selbstbefruchtung die Ausnahme.

Untersuchen wir nun, welche Insekten es sind, die die Vermittelung der Kreuzbefruchtung übernommen haben, so finden

wir, daß die Verdienste derselben um die Vermittlung der Blumenfortpflanzung sehr verschiedene sind. Libellen, Schaben, Grillen, Heuschrecken und Storpionsfliegen leisten in diesem Fach wenig, die Wanzen auch nicht viel. Diese Insekten weisen in ihrer Entwicklung auch keine Anpassung an die der Kreuzbefruchtung bedürftigen Blumen auf. — Von den Käfern leisten einige Familien etwas, aber auch nichts wesentliches; sie scheinen sich aber anpassen zu wollen, wo sie auf Blummahrung angewiesen sind. In Südamerika gibt es einige Käferarten, deren Kieferladen so gestaltet sind, daß sie eine Saugröhre bilden, länger als der Käfer selbst, mit welcher der Blumenhonig hervorgeholt wird. Dies ist die weitgehendste Anpassung der Käfer, die man kennt. Weit mehr sind als Kreuzungsvermittler tätig die Fliegenarten, die Schwebfliegen, Schnepfenfliegen, Dickkopffliegen, Wollschweber etc., bei welchen sich im Laufe der Zeit ein passender Saugrüssel ausgebildet hat. Die Schmetterlinge leben wesentlich vom Genuß der in den Blumen enthaltenen süßen Flüssigkeiten und sind deshalb auch mit einem langen, wohl ausgebildeten Saugrüssel versehen. Sie tragen sehr viel zur Kreuzbefruchtung bei, aber immer noch lange nicht soviel wie die wespenartigen Insekten oder Aderflügler. Die Wespen sind, mit Ausnahme der Holzwespen, fleißige Besucher der Blumen; sie sind aber nicht auf Blummahrung beschränkt, bleiben also

auch nur fakultative Mitarbeiter an der Kreuzungsvermittlung. Ganz von Blummahrung lebt aber die Blumenwespe oder Biene, bei welcher denn auch die Anpassung an die Vermittlung der Kreuzbefruchtung den höchsten Grad erreicht hat. Ursprünglich hat jedenfalls die Biene dieselbe Organisation zur Gewinnung von Blummahrung gehabt, wie die Grabwespe; allein die Biene hat sich im Laufe der Zeit ihren Bedürfnissen mehr angepaßt und ist zu einer geradezu wunderbaren Ausbildung ihrer Organe gekommen. Die Zunge der Biene ist eines der feinsten und bewundernswürdigsten Werkzeuge, welche die Natur geschaffen. Nicht nur, daß diese Zunge, welche den süßen Blummehonig sammelt, um ihn zu dem so wertvollen Bienenhonig zu machen, mit Härchen besetzt ist, damit beim Eintauchen in die Honigdrüsen der Honig sehr leicht daran hängen bleibt, sondern es haben sich auch die Kieferladen gestreckt und umgeben die Zunge wie ein Saugrohr, so daß das Ganze einen wohlorganisierten Saugapparat bildet, der ganz ausgestreckt den Bienenkörper an Länge übertrifft, und mit dem der Honig aus den tiefsten Falten der Blütenkelche geholt werden kann. — Dieser Saugapparat kann auch eingezogen und zusammengelegt werden. Das sind die Wunder aber noch nicht alle, welche die den Bedürfnissen sich anpassende Entwicklung der Bienen hervorgebracht hat. Bei den hochentwickelten Bienen hat sich die



Kirgisischer Falkonier. (Seite 668.)

Saugapparat kann auch eingezogen und zusammengelegt werden. Das sind die Wunder aber noch nicht alle, welche die den Bedürfnissen sich anpassende Entwicklung der Bienen hervorgebracht hat. Bei den hochentwickelten Bienen hat sich die

Gräte, welche durch die Bienenzunge läuft, zu einer Art Haarröhrchen umgewandelt. Mittels dieses Haarröhrchens wird die Biene davor geschützt, daß ein schlechter Honig, an dem sie zu saugen begonnen hat, in den Haarquirlen der Zunge hängen bleibt und der Biene den Geschmack verdirbt. Das Haarröhrchen hat unten, wo es aus der Zungenspitze hervortritt, einen löffelförmigen Ansatz. Wird dieser in den Honig getaucht, so steigt ein Teil des Honigs bis an die Zungenwurzel hinauf; die Biene kostet den Honig auf diesem Wege und kann die Haarquirle frei halten, während sie den Inhalt des Haarröhrchens leicht wieder ausstößt. Welche Feinheit der Ausrüstung der Biene für ihren Beruf! Aber auch das ist noch nicht alles. An den Hinterbeinen der Bienen hat sich ein Ansatz von Haaren gebildet, an dem sich der Blütenstaub massenhaft ansetzen kann. Die Bienen sammeln den Blütenstaub, denn sie ernähren ihre Larven von Pollenkörnern und Honig. Diese Haare haben sich zu einem förmlichen Pollensammelapparat entwickelt, und so verschleppen diese fleißigen und klugen Tiere den Blütenstaub leicht auf alle Blumen, die sie besuchen. Der berühmte Naturforscher Sprengel sagt, er habe Bienen beobachtet, die so stark mit Blütenstaub beladen gewesen seien, daß sie im kleinen denselben Eindruck auf ihn gemacht hätten, wie schwerbelastete Packpferde im großen. Diese Pollensammelbürste der Bienen erscheint auch in verschiedenen Gestalten; namentlich da, wo die Bienen den eingesammelten Blütenstaub mit Honig zu durchkneten pflegen, ist die Organisation der Sammelbürste eine dem entsprechende.

So haben sich einzelne Insekten im Lauf ihrer Entwicklung dem Beruf, die Kreuzbefruchtung der Blumen zu vermitteln, vollkommen angepaßt. Ihnen kam aber von der anderen Seite ein ebenso großes Anpassungsbedürfnis der Blumen selbst entgegen, das nicht minder bewundernswürdige Resultate erzielt hat. So wird von beiden Seiten harmonisch darauf hingewirkt, durch natürliche Zuchtwahl (Selektion) oder Naturauslese, durch Anpassung und Vererbung die tierischen und pflanzlichen Organismen immer mehr zu vervollkommenen und ihr Verhältnis zu einander immer ergiebiger und nutzbringender zu gestalten.

Bei den Blumen findet ein förmliches Werben um den Besuch der Insekten statt, und eine starke Konkurrenz unter den einzelnen tritt hervor. Die Blumen locken die Insekten an durch ihre Farbe, ihren Duft und ihren Honig. Man weiß nicht genau, wie die schönen Farben der Blumen zustande gekommen sind, aber man hat beobachtet, daß sich der Insektenbesuch in gleichem Maße mit der Auffälligkeit der Blumenfarben steigert. Die Insekten erfreuen sich an schönen und bunten Blumentelchen, die ihnen wie prächtige Paläste erscheinen mögen; die Blumen haben sich diesem Bedürfnis vollkommen angepaßt. Es gibt Blumen, die mit ihren Farben förmlich kokettiren, indem sie sich nur an einzelnen Tagen entfalten und so durch die Seltenheit den Reiz ihrer Farbenpracht erhöhen. Bei alledem sind der Duft und der Honig der Blumen stärkere Lockmittel als die Farben der Kelchblätter. Man kann leicht beobachten, daß das bescheidene aber süß duftende Veilchen mehr von Insekten besucht wird, als das Stiefmütterchen, welches letzteres mehr durch seine Farben auffällt, als das Veilchen.

Nun ist den Blumen auch nicht jeder Gast willkommen, namentlich wollen sie von solchen nichts wissen, die nur ihre Pollen fressen, aber zur Kreuzbefruchtung nichts beitragen. Ungeflachte Käfer, freche Mücken, stinkende Wanzen und gefräßige Hummeln sind bei den Blumen nicht beliebt; ihre Lieblinge sind die fleißigen und zierlichen Bienen und die bunten, gaukelnden Schmetterlinge. Dem entsprechend haben sich bei den Blumen eine Menge von Schutzmitteln gegen das Angezieser ausgebildet. Zunächst liegt bei vielen der Honig so tief und verborgen, daß ihn nur die Insekten mit den am besten entwickelten Saugwerkzeugen, also Bienen und Schmetterlinge, erreichen können. Gegen kriechende Räuber und unsaubere Gesellen, als da sind Schnecken, Raupen u. s. w., schützen sich die Blumen durch Stacheln und Borsten, welche rings an den Sten-

geln stehen. Für besonders widerwärtige Gäste, für Assfliegen, Mistkäfer und dergleichen Gefindel sind besondere Blumenarten vorhanden, die sogenannten Ekelblumen, welche der Geruchs- und Geschmacksrichtung dieser Insekten entsprechen und sie so davon abhalten, sich in die anständige Gesellschaft der Bienen und Schmetterlinge auf schönen und wohlriechenden Blumen einzudrängen. Es gibt auch Blumen, in deren hohlen Blättern sich Wasser ansammelt, in welches die kleinen, den Blumen nicht angenehmen Insekten leicht hineinfallen, wo sie dann ertrinken.

Sehr interessant sind die Täuschblumen. Das Fliegenblümchen ist ein solches; es will sich auch mit anderen seiner Art befruchten, aber die Schmetterlinge und Bienen haben das arme Ding von jeher sitzen lassen, wie ein häßliches Mädchen beim Tanz sitzen bleibt. Das Fliegenblümchen ist aber listig; darum hat es sich mit der Zeit einen braunen, mit einem fahlbläulichen nackten Fleck versehenen Ansatz angeschafft, auf dem sich zwei glänzende Knöpfchen befinden, die wie Wassertropfen aussehen. Die dumme Fleischfliege hält dies für Fleisch, und obwohl sie stets enttäuscht wird, fliegt sie doch von Blume zu Blume und läßt sich immer wieder anführen. Dabei aber schleppt sie Pollenkörner mit fort, an die sie angestreift ist, und vermittelt die Kreuzbefruchtung.

Es gibt Ekelblumen, welche einen Blütenkessel haben, der die ersehnten Gäste eine zeitlang gefangen hält. Einen Ausweg suchend, rennen die Gäste in dem Gefängnis herum und wenn sie ihn endlich finden, sind sie voll Pollenkörner, so daß sie die Kreuzbefruchtung wohl oder übel vermitteln müssen. Andere Blumen klemmen die sie besuchenden Fliegen fest und entlassen sie erst wieder, wenn dieselben mit Blütenstaub bedeckt sind. In Afrika gibt es sogar eine Blumenart, die durch ihre Fleischfarben die Assfliegen so sehr täuscht, daß letztere ihre Eier auf die Blätter dieser Blumen abladen, wo das junge Ungezieser umkommen muß.

Da die Schmetterlinge sehr unbeständige, wäherische und sprichwörtlich ungetreue Liebhaber sind, so bieten die Blumen alle ihre Künste auf, um diese windigen Gesellen an sich zu locken. Die Blumen, die auf Tagfalter spekuliren, haben sich ein äußerst prächtiges Gewand zugelegt, denn die Schmetterlinge sind Stutzer und haben sich durch natürliche Zuchtwahl in die schönsten Farben gekleidet. Die Blumen, welche auf Nachtfalter erpicht sind, sind meistens mit weißen Glocken versehen, welche von den Nachtschwärmern leicht erkannt werden.

Auch den Wespenarten haben sich die Blumen angepaßt. Die Grab- und Schlupfwespen legen ihre Eier in die Körper anderer Tiere und suchen dann eine Höhle, wo sie das mit dem Ei belegte Beutetier unterbringen. Eine ganze Reihe von Blumen, z. B. das Löwenmaul und der Fingerhut, haben Blumenhöhlen gebildet, wo die Wespen ihre Brut niederlegen und die Lokalmiete dann in Form der Kreuzbefruchtung entrichten. Diese Höhlen sind für Wespen gut möblirt und sogar den eigentümlichen Bewegungen jener Insekten angepaßt. Die fleißigen Bienen sind das Ziel der Anlockung vieler Blumen; diese intelligenten, Schätze sammelnden Insekten kümmern sich weniger um schöne Farben, sie suchen, wo Honig in Hülle und Fülle aufgestapelt ist. Nur die niederen Bienenarten lassen sich durch Geruch und Farbe zum Besuch von Blumen bestimmen, die ihnen sonst gleichgültig sind; die höheren Arten kennen die Blumen, welche reichen und guten Honig bieten, sehr genau. Manche Bienenblumen mit angenehmem Geruch und vortrefflichem Honig sind in ein ganz einfaches Gewand gekleidet, um dadurch der Aufmerksamkeit lästiger und zudringlicher Besucher zu entgehen.

Man sieht, wie die Intelligenz der Insektenarten sehr verschieden ist. Besonders die Käfer sind dumm. Der kleine Bodkäfer läuft oft auf einer Grasähre auf und ab und klappt hungrig die Kiefern zusammen, kann aber keinen Honig finden, weil er zu dumm ist. Der Rapskäfer ist noch dümmer. Er kriecht oft in die Frauenschuhblume, welche eine Falle für Bienen hat. Die Falle hat eine Hintertür. Der Rapskäfer bleibt beim Heraus kriechen an den klebrigen Pollen hängen, ist zu schwach,

wieder los zu kommen und zappelt sich zutode. Die Intelligenz der Fliegen ist sehr verschieden. Die kurzrüsseligen sind sehr dumm; die langrüsseligen sind in der Entdeckung von Honig fast eben so geschickt wie die Honigbiene selbst.

Die Blumen locken oft die verschiedensten Insekten an sich durch Farbe und Wohlgeruch, aber nur einige oder nur eine einzige Art hat Zutritt zu der Schatzkammer, in der der Honig verwahrt liegt. So gibt es eine Blume (*Melampyrum arvense*) die alle möglichen honigsuchenden Insekten anlockt, aber nur der langrüsseligsten Hummel den Honig gewährt, wofür die Hummel die Kreuzbefruchtung vermittelt. Dafür ließen sich noch mehr Belege beibringen.

So sehen wir, daß auch bei den Blumen ein reiches und mannichfaltiges Liebesleben sich abspielt, wie die Dichter es manchmal geahnt haben. Oder ist es nicht eine Ahnung der Wahrheit, wenn Heinrich Heine in seinem reizenden Gedicht von der Lotosblume sagt:

Die Lotosblume ängstigt
Sich vor der Sonne Pracht
Und mit gesenktem Haupte
Erwartet sie träumend die Nacht.

Der Mond, der ist ihr Buhle,
Er weckt sie mit seinem Licht,
Und ihm entschleiert sie freundlich
Ihr frommes Blumengesicht.

Sie blüht und glüht und leuchtet
Und starret stumm in die Höh,
Sie duftet und weinet und zittert
Vor Liebe und Liebesweh.

Was der Dichter in seinem tiefen Gemüt nur ahnte und in poetischer Bekleidung aussprach, hat die Wissenschaft klargestellt.

Wir sehen, daß bei dem reichen Liebesleben der Pflanzen, die ihren Standort nicht verlassen können, die Insekten die Vermittler spielen. Insekten wie Blumen passen sich diesem Vermittlungstrieb durch natürliche Zuchtwahl an, und so sehen wir, daß die Insekten die Blumenzüchter sind, denen wir die außerordentliche Pracht und Schönheit der Blumenwelt zu verdanken haben. Die kleinen Kunstgärtner haben im Laufe der Jahrhunderte sich ein Reich von wunderbarer Schönheit geschaffen; für sie ist die Erde in der That ein Blumengarten; die Blumenfelde sind ihre prächtigen, kunstvoll und phantastisch gestalteten und geschmückten Paläste, in denen für sie eine Menge von Schätzen und Süßigkeiten aufgespeichert sind und wo sie täglich mit Hochgenüssen beglückt werden. So reich ist die Natur, daß diese Insekten im ganzen immer den Gegenstand der Nachfrage und Anlockung bilden; es sind solch ungeheuren Quantitäten von Blütenstaub und Blumenhonig vorhanden, daß eine Menge von Pflanzen gar nicht von Insekten besucht werden, auch wenn sie sich zum Besuch eignen.

Wir schließen mit einem Aussprüche eines unserer bedeutendsten Pflanzenforscher, des Oberlehrers Dr. Hermann Müller zu Lippstadt:

„Den frommen Gemütern, die auch in den Wechselbeziehungen zwischen Blumen und Insekten das Walten einer allweisen, allgütigen Vorsehung zu bewundern lieben, und ebenso Freunden des nie irrenden Unbewußten, denen zufolge das Hellsehen des Instinkts ja gerade immer solche Punkte betrifft, welche die bewußte Wahrnehmung überhaupt nicht zu erreichen vermag, muß jenes in Südbrasilien angepflanzte *Hedychium* zur Beachtung empfohlen werden, in dessen honigspendenden Blumenröhren gewisse Schwärmer sich mit ihren Rüsseln festklammern und die Blumen zerichlagend auch selbst langsam dahinsterven.“

Um Wahrheit.

Novelle von Reinhard Kern.

(Schluß.)

Der Pastor trat dicht vor die Dame des Hauses hin und verbeugte sich mit eigentümlich düsterem Lächeln.

„Gnädige Frau,“ sagte er, „entschuldigen Sie gütigst, daß ich Sie in Ihrer jedenfalls außerordentlich interessanten Unterhaltung mit Herrn von Köstlin störe. Ich komme, um meinem sehr geehrten Herrn Gegner den lebhaften Wunsch meines jüngeren Amtsbruders, des Herrn Kandidaten Linke, vorzutragen, Herr von Köstlin möge ihm noch auf einige Fragen im Privatgespräch Antwort erteilen. Auch ich habe ein Interesse daran, daß es also geschähe, denn erlaubte auch mir meine mir durch die Allgüte des Höchsten anvertraute Stellung nicht, die Disputation fortzusetzen, nachdem sie einen so — nun sagen wir — scharfen Charakter angenommen, so möchte ich doch nicht der Vermutung Nahrung geben, als hätte mich ein anderer, ein sachlicher Grund bewogen, die Unterhaltung abzubrechen. Sie, mein Herr von Köstlin, werden mir wohl gestatten, Sie inzwischen bei unserer so überaus liebenswürdigen Wirtin zu vertreten, der ich einige, wie ich mit Sicherheit annehmen zu dürfen glaube, auch für Sie recht interessante Mitteilungen zu machen habe.“

Ohne eine Antwort abzuwarten, zog sich der Pastor einen Lehnsessel heran und ließ sich an der andern Seite der Dame nieder. Diese zog die schönen Augenbrauen in heftigem Unwillen zusammen und antwortete:

„So — ah — ich weiß nicht, ob Herr von Köstlin mit dieser Art der Fortsetzung seines gelehrten Streites mit Ihnen zufrieden ist — —“

Köstlin war das nun ganz und gar nicht. Aber er konnte sich kaum weigern, und er hätte jetzt auch nicht diesem seinen ihm immer unsympathischer werdenden Gegner an der Seite der Frau, die — er fühlte es jetzt nur zu sehr — sein Herz sich erobert hatte, gegenüberstehen mögen. — Er erhob sich, ohne dem Pastor auch nur einen Blick zu gönnen.

„Wenn Sie mir erlauben, gnädige Frau — —“

Sie neigte das schöne Haupt und warf ihm einen raschen, glutvollen Blick zu.

„Ich muß wohl —“ antwortete sie. „Bei Tisch werden Sie mir erzählen, was der Herr Kandidat zu wissen wünschte, ich bin sehr begierig, zu hören, was Sie antworten werden. —“

Eine Stunde darauf ging die Gesellschaft zum Souper in den in den Salon stoßenden Speisesaal.

Für Köstlin war das einer Erlösung von schwerem Nebel gleich, — der Kandidat war ein ganz unleidlicher Fanatiker. Ein Mensch, an dem die unwiderleglichsten Gründe machtlos abprallten und der tausendmal hintereinander mit unglaublicher Zungengewandtheit und salbungsvoller Begeisterung denselben Widersinn immer in neuen Phrasen und neuer Gruppierung eines wilden Gewirrs von Scheingründen vortragen konnte. Schließlich hatte er eine volle halbe Stunde lang, ohne sich auch nur ein paar Sekunden unterbrechen zu lassen, auf Köstlin eingeredet, — dieser hörte längst nicht mehr auf ihn, wußte aber absolut nicht, wie er den ewig um ihn herumzappelnden Menschen hätte los werden können.

Jetzt endlich stand plötzlich wieder Frau Burger vor beiden. Den Kandidaten beachtete sie nicht.

„Sie versprochen, mich zu Tisch zu führen, Herr von Köstlin,“ sagte sie lächelnd. „Ihr Gespräch mag noch so fesselnd sein — dies Versprechen müssen Sie halten.“

Köstlin pochte das Herz laut und heftig, als er der schönen Frau den Arm reichte. Und es hörte nicht auf, an die Brustwand vernehmlich zu hämmern, als er sich bei Tisch an ihrer Seite niederließ.

Mußte es im Rauschen der Tafelunterhaltung nicht zwischen ihr und ihm zu einer Erklärung über ihr beider Fühlen und Wünschen kommen?

Er täuschte sich. Der Pastor setzte sich der Dame des Hauses gerade gegenüber und zog den Kandidaten an seine Seite.

In eine trauliche Unterhaltung war so während des ganzen Abends nicht mehr zu denken. Der Pastor beobachtete sie und ihn unausgesetzt und mit fatalen, und wie es fast Köstlin schien, höhnischen Lächeln. Und der Kandidat hielt eine Rede nach der andern zu Köstlin hinüber und zu dessen Tischnachbarin dergleichen, und ob sie hörten oder nicht, kümmerte ihn nicht das mindeste.

Aber was die Lippen nicht sagen konnten, verrieten sich die Augen, und leise, flüchtige, wie zufällige Berührungen der Hände bestätigten, was die Blicke andeuteten.

So waren die beiden einig, als die Gesellschaft nach aufgehobener Tafel auseinanderging, ohne daß sie ein Wort über ihre Liebe miteinander gewechselt hatten.

Der Pastor ging Frau Burger nicht von der Seite, bis Köstlin sich empfohlen hatte, und der Kandidat wich nicht von Köstlin, sondern hielt ihm noch auf der Treppe in tausendster Variation die alte Rede über die Herrlichkeit des bedingungslosen Glaubens an die göttliche Offenbarung, als sie die Treppe hinunterschritten.

An der Pforte des Hauses trat der Pastor noch einmal an Köstlin heran, um sich höflich zu verabschieden.

„Sie haben in gewisser Beziehung,“ sagte er, das gewiß nachdrücklich betonend, „einen Sieg errungen, mein Herr von Köstlin. Einen Teil der Damen hat Ihre Dialektik erobert. Ich hätte von vornherein überzeugt sein können, daß es also geschehen würde, denn unsere modernen Damen sind nur zu gern bereit, Priesterinnen einer Philosophie zu werden, die sich geberdet so frei wie der Vogel in der Luft. Ich wünsche Ihnen jedoch, daß Sie an diesen Priesterinnen Ihrer Philosophie immerdar so treue und loyale Bundesgenossen haben mögen, wie an den Priestern christlicher Religion allezeit ausdauernde und loyale Widersacher. Ich wünsche es Ihnen, — ich weiß aber, daß es nicht sein wird, — leben Sie wohl, Herr von Köstlin, gedenken Sie meiner.“

Der Pastor neigte ein wenig sein Haupt, — er schaute einen Augenblick finster lächelnd Köstlin ins Gesicht. Dann lehrte er sich rasch um und ging von dannen. Der Kandidat schloß sich ihm an. Die übrige Gesellschaft hatte sich bereits getrennt. Köstlin schritt allein seiner Wohnung zu. Eine Flut von Gedankens und ein Sturm von Gefühlen umwogte und umwallte ihn.

Sie, für die er in heißer, jäher Leidenschaft entflammt war, liebte ihn — vielleicht ebenso leidenschaftlich, obgleich sie eines andern eheliches Weib war. Und jener sein Feind — der Mann Gottes — der Mann, der — zum mindesten angeblich — strengen Grundsätze anhing, — wußte vielleicht, wie es zwischen ihr und ihm stand. —

Was sollte daraus werden?

Nun — die Macht leidenschaftlicher Herzen ist groß und die Welt ist weit. —

Am andern Morgen in aller Frühe brachte der Briefträger Heinrich Köstlin einen Brief, an dessen Aeußerem nur die zierliche Damenhand, welche die Adresse geschrieben hatte, auffällig war.

In dem größern Kouvert aber steckte ein kleineres, zierliches, duftiges, und dieses barg ein rosa Blättchen feinsten Papiers, auf dem ohne Aeußere und Unterschrift geschrieben stand:

„Ich möchte — wie der Kandidat — noch einige philosophische Fragen beantwortet haben. Darf ich auf heute Abend 7 Uhr bitten? Ich bin von da an frei — —“

* * *

Alma Berge, die Halbschwester des Pastors, befand sich allein in ihrem kleinen, wunderbar sauber und traulich eingerichteten Zimmerchen vor einem Berge von Zeitschriften, in denen sie hastig umherblätterte und las. Ihr reizendes Antlitz zeigte den Ausdruck eines tiefen Schmerzes.

„Hier steht es geschrieben,“ rief sie aus. „O ich wußte es ja —“

Und sie erhob das eine der Blätter und las laut vor sich hin:

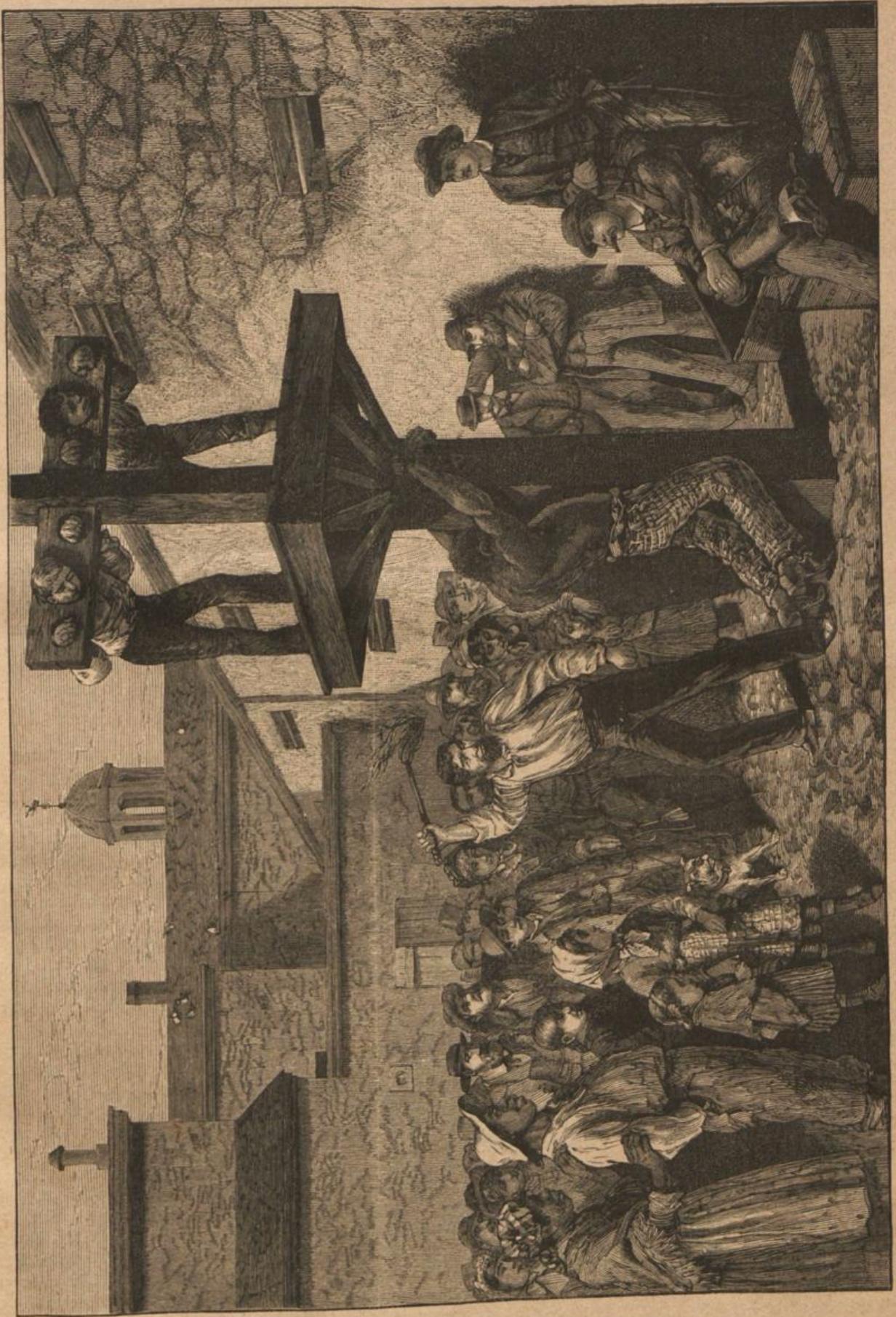
„So ist es denn kein Zweifel für alle nicht ganz von unserer heiligen Kirche und von Jesu Christo abgefallenen Menschen: unsere Wissenschaften, insonderheit unsere neumodischen materialistisch durchseuchten und ateistisch angefressenen Naturwissenschaften müssen an ihrem eigenen trostlosen Regiren elend zugrunde gehen. Was unser großer Stahl, der Paulus unseres Jahrhunderts, gesagt — die furchtbar ernste Mahnung: die Wissenschaft muß umkehren — ist unbeherzigt verhallt. Jetzt ist es zu spät. Wahrlich es ist ein wunderbares Zeichen der Zeit, daß die größten unter den Helden des Unglaubens selbst aufstehen und rufen, wie der mechanistische Materialist Dubois-Reymond getan: Ignorabimur*), und der Ateist Virchow nicht mehr anders konnte, als: Restringamur*). Das ist nicht mehr und nicht weniger als das unverhohlene Eingeständnis: Unsere Wissenschaft ist Schall und Rauch, — wir haben bisher mit all unserm Hochmut die Welt getäuscht. Und da sollten wir Theologen nicht das Recht und die Pflicht haben, mit der Hand auf der Bibel über all unsere moderne gottverlassene Wissenschaften den Stab zu brechen und Gelehrten wie Ungelehrten zu predigen: In Gott und seinem eingeborenen Sohn allein ist Heil, — lehret zurück, ihr Verirrten, machet wieder zu eurem reumütigen Bekenntnisse das unverfälschte Gotteswort, also wie es unser Herr und Heiland vor fast zweitausend Jahren gelehrt hat, — genau so wie es die Apostel hinaustrugen zu den Heiden, — kein Tisfeldchen mehr, kein Tisfeldchen weniger und ohne alles Denken und Deuteln über den gottgeweihten Buchstaben hinaus. Ja, freudigst bekennen wir: wir sind Buchstabengläubige, — denn das Wort, wie es geschrieben steht in der heiligen Schrift, ist von Gott und alle Deutung ist eitel Menschenwerk und an heiliger Stelle von Uebel und voll zeitlichem und ewiglichen Verderben. Wer anders lehrt, lästert Gott und ist ein Feind seiner Kirche. Amen!“

Alma hatte mit steigender Erregung gelesen, — als sie geendet, fiel ihr die Hand mit dem Blatt einer Nummer des deutschen Kirchenboten schwer in den Schoos und helle Tränen stürzten aus ihren Augen.

„O, o,“ rang es sich ihr aus der wogenden Brust, — „wie nur ist es möglich, — das hat mein Bruder geschrieben, — mein Bruder, — der gestern noch von der so geschmähten und verachteten, gottverlassenen Wissenschaft sich die Waffen lieh, um jenen kühnen, von der Wahrhaftigkeit seinen Ueberzeugung durchleuchteten und erwärmten Mann zu bekämpfen. Hier in diesem Blatte tut er, wie er immer tat die hundertmal, daß ich ihn auf der Kanzel dem gläubigen Volke lehren hörte, er predigt den starren Buchstabenglauben als den allein wahren über allem Menschenwissen, und gestern in der gelehrten Disputation erklärt er diesen selben Buchstabenglauben als die Schale, welche von einem mit den Ergebnissen der Wissenschaft zu vereinbarenden Kern je nach dem Bedürfnis der Zeit abzustreifen, Aufgabe der Geistlichkeit sei, — o ich habe genau aufgemerkt, — kein Wort habe ich verloren.“

Sie mußte inne halten — neue Tränen erfüllten ihre Stimme. Doch nach kurzem Schweigen redete sie leise vor sich hin: „Ach, wie war ich so glücklich in meinem Glauben, als ich noch Kind war, und wie wenig haben einst Zweifel mich angefochten — freilich in der letzten Zeit, in den letzten Jahren — in der Nähe meines Bruders, inmitten der geistlichen Herren, da kamen die Zweifel immer stärker wieder, — ich suchte selbst nach Wahrheit, ich glaubte stark genug zu sein, sie zu ertragen, — ich freute mich auf jene Disputation, ich hielt für möglich, daß der Bruder jenen Mann — ihn, ihn — überzeugen, belehren würde — ich hoffte — —“ sie faßte mit der Hand nach dem Herzen, — „ich hoffte — —“

*) Ignorabimur wir werden nicht wissen, restringamur schränken wir ein.



Am Schandpfahl in Delaware. (Seite 664.)

Da plötzlich öffnete sich die Tür. Es hatte zuerst jemand zweimal gepocht, doch sie hatte es überhört und nun trat völlig unerwartet jener alte Herr ein, den wir als den alten Major oder Oberbergrat bezeichnen hörten.

„Sie hofften, liebes Kind!“ sagte er mildesten Tones, nach freundlichster Begrüßung. „Sie hofften — und das sagen Sie unter Tränen?“

Ueber Almas Antlitz verbreitete sich brennende Röte. „Lieber, bester Herr Major — Sie — Ihnen darf ich sagen, was mich quält — —, Sie werden mich nicht schelten und nicht verlachen, — da lesen Sie hier — —“

Sie reichte ihm das Blatt, aus dem sie eben gelesen.

Er übersog den Abschnitt, welchen ihr Finger bezeichnete, rasch und lächelte leicht. Dann sagte er:

„Kennen Sie den Verfasser dieses Aufsatzes, mein Kind?“

„Es ist mein Bruder.“

„Ah — — und das beunruhigt Sie, liebe Kleine? Sie sind auf Widerspruch gestoßen, — — Sie fühlen Sie doch nicht etwa in ihrem Glauben erschüttert, wie?“

„Erschüttert, o,“ — und wieder traten ihr die hellen Tränen in die Augen, „mein einstiger Glaube ist zerschellt — ich glaube, daß er recht hat — —,“ sie stockte und wurde wieder brennend rot.

„Er?“ sprach wehmütig lächelnd der alte Herr. „Er —?“ Und als er die heiße Röte in ihrem Gesichte mit jäher Blässe wechseln sah, legte er seine Hand auf ihre Schulter und sagte:

„Beruhigen Sie Sich, liebes gutes Kind. Heftige Gemütsbewegungen haben Sie erfaßt, — vielleicht war es doch nicht wohlgetan, daß wir Sie jener unfruchtbaren Diskussion beizwohnen ließen —.“

„D nein, nein. Es ist gut, daß ich dabei war. Ich ahnte längst, was ich nun weiß, — daß da, wo ich sie dereinst gefunden zu haben glaubte, die Wahrheit nicht ist, — sagen Sie mir eins, lieber verehrter Herr Major, — ist das die volle, ehrliche Wahrheit, was,“ sie stockte und das Blut stieg ihr wieder heiß und heftig ins Gesicht, „was jener Herr, Herr von Köstlin, sprach oder ist es auch ein Spiel mit Worten, hinter dem sich Trugschlüsse verbergen?“

Der alte Herr schaute ihr mit liebevollem Ernste ins Antlitz. „Die Wahrheit, Kind, ist selbst nicht das, wofür sie die Menschheit in kindlicher Torheit bisher gehalten und die, welche sie zu lehren unternahmen, ausgegeben haben, die Wahrheit ist nichts Bestimmtes, unabänderlich Feststehendes und außer uns Existirendes, so daß es sich nur um ein glückliches Finden handelte, um ein Festhalten, um sie zu besitzen und nicht mehr zu verlieren, die Wahrheit wächst mit unserer Fähigkeit, die Dinge um uns und in uns zu erkennen. Die Fähigkeit zu stärken und sie frei und furchtlos walten zu lassen, ist daher die Aufgabe des nach Wahrheit, d. h. nach fortschreitender Erkenntnis des Wirklichen, dessen, was da ist, strebenden Menschen, —“

„Dann also,“ sagte Alma, die ihre Tränen allmählich trocknend mit gespanntester Aufmerksamkeit zugehört hatte, „täuschte sich Herr von Köstlin auch, — daß er andere zu täuschen die Absicht — nein, das kann ich nicht glauben, und lieber Herr Major — das darf ich auch nicht von ihm glauben, nicht wahr, denn ich habe noch kein Recht, von ihm, den ich so wenig kenne, Schlimmes anzunehmen, er täuscht nur sich, wenn er glaubt, das, was er meint, sei die Wahrheit?“

„Doch nicht so ganz, mein Kind. Was Köstlin neulich entwidelte oder, besser, andeutete, ist die Wahrheit von heute — d. h. die Quintessenz der wissenschaftlichen Erkenntnis unserer Tage, die in ihrem, den Glauben überwundener Epochen verneinenden Teile bestehen bleiben, in allen positiven Bestandteilen von der tieferen Erkenntnis späterer Zeiten aber sicherlich überholt werden wird — —“

„Ah, also wirklich,“ — Almas Augen leuchteten hell auf und ihr jungfräulicher Busen wallte hoch empor, — „soweit wir armen Menschenkinder von der Wahrheit unseres Wissens überhaupt reden dürfen, soweit vertrat er sie, o, das habe ich

gefühlt, und nicht wahr! er stritt redlich und mit der edlen Absicht, anderen Erleuchtung zu bringen, für jene Wahrheit, sowie er es mußte und konnte, ohne Hinterhalt und Nebenabsichten, nicht wahr — o sagen Sie es mir, lieber Herr Major!“

Der alte Herr sah dem Mädchen freundlich lächelnd in die guten, jetzt freundlich leuchtenden Augen.

„Ja, Kind, das tat er. Er ist ein kluger, edler Mensch. Er wäre wert, von einem edlen Mädchen, wie Sie, meine Alma, geliebt zu werden — —“

Er hatte diese letzten Worte langsam und mit ernster Wärme gesprochen.

Wieder überzog eine jähe Röte ihre Wangen. Sie presste beide Hände auf ihr klopfendes Herz und kehrte sich rasch ab.

„O, sprechen Sie nicht so, wenn ich Sie recht darum bitten darf.“

„Wie Sie wollen, mein Kind,“ antwortete der alte Herr.

„Kommen wir auf den eigentlichen Zweck meines heutigen Besuches. Sehen Sie hier,“ er zog aus der Seitentasche seines Ueberrocks ein Päckchen, öffnete dasselbe und legte es vor Alma auf den Tisch, „kennen Sie Sich wieder?“

„O bester, liebster Herr Major, wie gut, wie freundlich sind Sie doch zu mir und wir herrlich können Sie malen. Dieses Bild stellt mich nur zu schön, viel zu schön dar; o, wie haben Sie es nur so machen können, — trotz der sprechenden Ähnlichkeit erscheine ich da gar nicht als das unbedeutende, unwissende törichte Mädchen, das ich bin.“

Der Major legte seine Hand auf ihr Haupt.

„Ich habe Sie so dargestellt, wie Sie mir erscheinen. Meine Arbeit war auch nicht schwer. Die Photographie, nach der ich meiner Liebhaberei entsprechend malte, ist vorzüglich. Doch Sie dürfen das Bildchen noch nicht behalten, es fehlen noch ein paar Striche daran und dann will ich mir auch noch eine Kopie davon nehmen; zum Andenken für mich selbst.“

Er schlug das Bild wieder in das Papier. Bald darauf entfernte er sich wieder, nachdem er sich überzeugt hatte, daß er sie ein wenig beruhigt zurückließ.

Ungefähr einen Monat^{*} später finden^{*} wir Frau Burger allein in ihrem Boudoir. Sie lag in reizendem Negligee nachlässig hingegossen in einem Sammetfauteuil und zerriß einen Brief, den sie eben gelesen, in kleine Stückchen.

„Wie jämmerlich schwach sind diese Männer!“ rief sie in verächtlichem Tone. „Wie lange droht er mir schon und immer wieder droht er. Ob er überhaupt etwas tun wird? Pah, mir gift's gleich. Vielleicht ist dieser neueste Roman dann um einige Kapitel kürzer und hat dann den Vorzug, daß er nicht so langweilig wird, wie der, dessen Held jetzt mein Tyrann sein möchte.“

Sie erhob sich und schritt zum Fenster, das sie öffnete, um die winzigen Papierschnitzel einzeln hinauszurwerfen. Nachdenklich schaute sie den im Winde herüber und hinüber flatternden Blättchen nach.

„Eines nach dem anderen kommt mir aus dem Auge für immer. So schwand ein Glückstraum nach dem andern. Wie fieberte ich in Seligkeit, als mir dereinst jener stolze Theologe in glühendster Leidenschaft zu Füßen sank, und wie wogte und wallte in mir überschäumende Lust, als er, sein siegreicher Rivale, mir den ersten Kuß auf die Lippen drückte. Heut sind kaum vier Wochen vorüber, seit das geschah, und ich kann ruhig daran denken, daß gestern vielleicht zum letztenmal der glühende Hauch seines Mundes meine Wange berührte. Sei es zum letztenmal — es ist mir hundertmal lieber, als daß ich ihn tun lasse, wie er will, die süße Poesie heimlicher unerlaubter Liebe in die fatale Prosa einer Ehescheidung mit nachfolgender zweiter Verheiratung zu verwandeln. Ich würde das verschmähen, auch wenn ich anders könnte. Aber ich kann nicht einmal. Denn dann träte jener sicher vor ihn hin und verriete ihm sein Geheimnis, und da wäre es doch zu Ende. Vielleicht wäre es am einfachsten, wenn ich selbst dieser neuesten Episode meiner romantischen Spielereien ein Ziel setzte, wenn ich ihm schrieb,

daß die nüchterne Ueberlegung bei mir die Oberhand gewonnen und mich zu dem Entschlusse geführt hätte, ihm seine volle Freiheit wiederzugeben."

Sie trat vom Fenster zurück und ging rasch an ihren mit zierlichen Holzschnitzereien ausgestatteten Schreibtisch.

"Ja, so ist es recht," sagte sie, als sie die Feder in die Hand nahm. "Dann bleibt diese Saison das, was dergleichen am pikantesten macht und schließlich allein den hohen Reiz gewährt — ein poetisches Abenteuer, dessen Erinnerung man in die tiefsten Tiefen seines Herzens verschließt und in den Stunden der Langeweile und des Weltüberdrußes aufreißt, um sich daran zu erwärmen und zur Duldung der Misere des gewöhnlichen Lebens zu stärken."

Sie tauchte die Feder in das silberne Dintensäßchen und schrieb. — —

Am andern Morgen überbrachte der Postbote Heinrich von Köstlin zwei Briefe. Die Adresse beider zeigte keine Handschrift, die ihm sogleich bekannt vorgekommen wäre. Er öffnete daher den ersten besten und las:

"Der Schreiber dieser Zeilen kennt ihr Verhältnis zu Frau Burger. Er meint sich Ihnen Dank zu verdienen, wenn er Ihnen beweist, daß Sie nicht der Einzige sind, mit dem diese Frau ihrem Gatten die Treue gebrochen hat. Das beiliegende Schreiben, eines aus vielen, wird diesen Beweis leisten. Daß er Ihnen hiermit erbracht wird, ist in dem Augenblicke, in welchem Sie diese Worte lesen, der Dame bereits bekannt."

Heinrich von Köstlin war leichenblaß geworden und seine Hand zitterte heftig, als er das zweite Blatt aus dem Klouvert nahm, das diesen Brief enthalten sollte. Ein Blick auf dieses Blatt genügte, er kannte die Handschrift, er sah das Datum und schon die Ueberschrift verriet den von fesselloser Sinnlichkeit diktierten Liebesbrief. Das Blatt entfiel seiner Hand; als er sich bückte es aufzuheben, fielen seine Blicke auf den zweiten Brief, — jetzt kam ihm die Handschrift doch bekannt vor:

"Von ihr — von ihr," rief er, "ah, in wie großen, festen, starren Zügen sie diese Adresse geschrieben hat, auch ihre Handschrift hat ein doppeltes Gesicht und bestätigt, was ich fürchtete seit dem Moment, da sie meine Bitte um die Erlaubnis, ihrem Gatten ehrlich zu bekennen, daß wir uns liebten, mit leichtsinnigem Scherze zurückwies. Wenn sie nun aber wüßte, was ich jetzt erfahren, was in aller Welt könnte sie mir da noch zu schreiben haben?"

Ihr Brief war kurz und klar.

"Teuerer Freund.

Du wolltest, ich sollte auf immer die deine werden. Ich bin die ehrliche Antwort noch schuldig auf die Frage, weshalb ich in diesem Wunsche trotz meiner heißen Liebe zu dir nicht übereinstimme. Hier hast du sie: Wäre ich fähig, unentwegbar treu zu lieben, wie du es von deinem Weibe ebenso sicher verlangen wirst, wie jeder andere Mann, so wäre ich nie die deine geworden. Der Fehler, dessen ich mich dir gegenüber schuldig machte, war, daß ich dich für einen Philosophen hielt auch im Gemusse des Lebens und der Liebe. Man sagt, meine ich, mit Recht: die Ehe ist der Tod der Liebe, — ich will meine Liebe zu dir lebendig im Herzen behalten, darum lebe wohl und werde ohne mich, was du mit mir nicht werden kannst — glücklich!"

Nicht eine Silbe rang sich über Köstlins fest aufeinander gepreßte Lippen. Er nahm die drei Schreiben zusammen und schloß sie in ein geheimes Fach seines Schreibpultes.

Dann ging er länger als eine Stunde lautlos in seinem Zimmer auf und ab. Den ganzen Tag über arbeitete er nicht und aß er nicht. Spät Abends ging er aus und irrte plan- und ziellos in dem Walde umher, der dicht am Stadttor fünf Minuten von seiner Wohnung begann.

Den folgenden Tag teilte er seinen Schwestern mit, daß er zu verreisen gedenke und zwar wieder hinausgehen wolle in die weite Welt.

Die Schwestern waren heftig erschrocken. Sie sahen ihm an, daß mit ihm etwas Ungewöhnliches, etwas seine starke Mannesseele schwer Erschütterndes vorgegangen sein müsse. —

Doch noch ehe ihr Bruder abgereist war, kam ihnen ein unerwarteter Beistand. Der auch von ihnen außerordentlich hochgeschätzte alte Herr, der einstige Ingenieurmajor und spätere Oberberggrat Weißen besuchte den Steuerinspektor und erkundigte sich nach dessen Schwager.

Da hatte Heinrichs Schwester die beste Gelegenheit, ihr besorgtes Herz auszuschütten.

Der Major hörte sich alles ernst und still mit an und sagte dann:

"Ich glaube, Sie haben recht, wenn Sie als die Ursache der plötzlichen Veränderung in dem Wesen ihres Bruders eine heftige Gemütsbewegung voraussetzen. Welcher Art diese Gemütsbewegung war, danach zu forschen, erlauben Sie mir Ihnen zu widerraten. Ein starker, geistesgesunder Mann wie Ihr Bruder wird mit allem Seelenleid am besten allein fertig und muß möglichst ungestört und unberührt in der Zeit solcher Not bleiben. Möglichst unberührt, vielleicht aber nicht ganz. Ich will Ihren Bruder besuchen und ihm einen Vorschlag machen; — daß ich nicht indiskret sein werde, glauben Sie mir wohl ohne Versicherung."

Das beruhigte die besorgten Schwestern ein wenig. Doch auf das äußerste überrascht und erfreut waren sie, als Ihnen am folgenden Tage ihr Bruder selbst die Nachricht brachte, er werde mit dem Oberberggrat Weißen gemeinschaftlich seine Reise antreten. Der Oberberggrat habe ihm das in so ungemein lebenswürdiger Art angetragen und imponire ihm durch sein Wissen und die milde, herzengewinnende Menschenfreundlichkeit seines Wesens so sehr, daß er nicht habe nein sagen können, obgleich er wisse, daß er selbst ein sehr schlechter Gesellschafter sein werde.

Noch am selben Tage reiste der alte Herr in Gemeinschaft mit Heinrich von Köstlin ab.

Anfangs war es zweifelhaft gewesen, wo sie das nächste Ziel ihrer Fahrt suchen sollten. Köstlin erklärte sich mit allem einverstanden, wenn es nur nicht mitten hinein in das Treiben der Welt ginge. Einsamkeit und Ruhe möchte er suchen, je ferner von der großen Welt, je menschenleerer der Ort ihres Aufenthaltes während der nächsten Zeit wäre, desto lieber würde es ihm sein.

So schlug denn schließlich der in allen Enden und Winkeln Europas außerordentlich gut bekannte Major ein weltverlassenes Tal in Boralberg vor.

Hier trafen sie schon am dritten Tage ihrer Reise ein, und der Major hub sogleich an, sich häuslich und behaglich einzurichten.

Er mietete ein in prächtiger Waldeinsamkeit gelegenes Häuschen und ließ es schmuck und einfach, aber so recht gemüthlich ansprechend und bequem möbliren. Für jeden von ihnen war nur ein Zimmer nebst einem Schlaffabinet vorhanden, das aber genügte ihren Ansprüchen vollaus.

Heinrich von Köstlin tat zur weiteren Herrichtung und Ausschmückung seiner kleinen Wohnung gar nichts. Teilnamlos schaute er auf alles und ohne Behagen und Mißbehagen zu zeigen, ging er an allem vorüber.

Der Major dagegen hatte eine kleine, vorzüglich ausgewählte Bibliothek mitgenommen, die er auf zwei einfachen dunkeln Bücherbrettern an den Seitenwänden seines Wohnzimmers aufstellte. An der Hauptwand postierte er einen Schreibtisch, für den er allerlei einfache, aber in ihrer Gediegenheit kostbare Gebrauchsgegenstände mitgebracht hatte: eine Schreibmappe in dunklem, feingepreßten Leder, ein mattvergoldetes Bronzeschreibzeug, ein Rauchnecessär von derselben Art und in demselben Stile u. dgl. mehr. Ueber den Schreibtisch, gewissermaßen an den Ehrenplatz im Zimmer, hängte er ein Bild, ein lebensgroßes Delgemälde in dunklem schlichten Rahmen, das ein Mädchen darstellte.

Zu den ersten Tagen ihres gemeinsamen Waldaufenthalts kam Heinrich von Köstlin nur einmal zu einem kurzen Aufenthalt in die Zimmer des Majors und schenkte der Ausstattung derselben keine Aufmerksamkeit.

Nach einer Woche ungefähr, nachdem die frische Waldnatur und der stets wohlthuend ruhige, von aller Indiskretion und jeglichem Zwange freie Verkehr mit dem alten Herrn auf sein erregtes und verstörtes Gemüt bereits merkliche Wirkung übten, kam er öfter, ja, er gefiel sich besser hier, als in seinem eigenen Zimmer, er blätterte öfters in den Büchern, er schrieb einen Brief an seine Schwester und auch einen an einen Freund, — beides am Schreibtische des Majors.

Bei dieser Gelegenheit schlug er zum erstenmale seine Blicke auf zu dem Bilde. Ueberrascht blieben seine Augen daran haften. Dieses wunderliche Gesicht kannte er, aber er wußte nicht recht woher, — keine von den Mädchen und Frauen seiner Bekanntschaft, deren Neuzeres er sich mit voller Deutlichkeit ins Gedächtnis zu rufen vermochte, schaute so mild, so anmutig kindlich und voll so edler Reinheit in die Welt hinein, — nur wenn er sich an einzelne Züge im Antlitz seiner Schwester Magda erinnerte, wie sie dereinst war, ehe sie der unglücklichen Liebe schweres Leid getroffen, — vermochte er einige Aehnlichkeit zu finden.

Es verging wieder längere Zeit, ehe er sich überwand zu fragen, wen das Porträt darstelle; täglich öfter jedoch hatte er zu ihm hinaufgeschaut und täglich lieber, denn es war ihm fast, als wenn allgemach heiliger Friede von dem Bilde in seine Brust herniederwehte.

„Alma Berger ist es,“ antwortete der alte Herr ruhig, „der liebste meiner Schützlinge, ein Kind von wohl unübertroffener Herzensgüte und Edelsinn. Sie müssen sie ja auch kennen, — die junge Halbschwester des Pastors — —“

„Ah!“ Heinrich Köstlin fuhr es wie ein Dolchstich in die Brust, denn auf einmal tauchte wieder die Disputation und was ihr folgte bis zu den Briefen, die so grausam seinen Illusionen ein Ende gemacht hatten, lebendig vor seinem Geistesauge auf. Er sagte keine Silbe weiter und ging heut, was seit langem nicht mehr geschehen war, allein in den Wald, um erst spät in der Nacht heimzukehren.

Doch bald ward er wieder ruhig, und nach wenigen Tagen saß er auß neue an des Majors Schreibtisch und schrieb Briefe. Dabei warf er oft einen nachdenklichen, forschenden Blick auf das Porträt Almas, und hin und wieder ihm selber unbewußt drang ein tiefer Seufzer über seine Lippen.

„O wie beneidenswert ist solch ein Mädchen in seiner Herzensreinheit und seinem Seelenfrieden,“ sagte er am Abend desselben Tages zu dem Major, als sie einander gegenüber in dessen Zimmer saßen. Draußen heulte ein heftiger Sturm und der Regen schlug stromweis an die geschlossenen Fenster.

„So lange der Friede dauert,“ antwortete ernst der Major. „Auch in die köstliche Stille eines reinen Mädchenherzens bricht sich zuweilen ein unheilvoller Sturm die Bahn — —“

„Sollte es hier der Fall sein,“ fragte zögernd Köstlin.

„Ja, es ist so; doppelter Unfriede ist über das arme Kind gekommen, einmal brach plötzlich im Herzen des klugen Kindes das schon seit langem nur mühsam aufrecht erhaltene Gebäude ihres frommen Glaubens, den sie von der geliebten, vor noch

nicht langer Zeit von ihnen geschiedenen Mutter geerbt, zusammen — —“

Köstlin öffnete weit und mit der Miene jähren Schrecks die Augen.

„Sollte mein Wortstreit mit ihrem Bruder?“ fragte er.

„O, Sie, mein Freund, sind von aller Schuld frei, die Doppelzüngigkeit des Bruders, die ihr, welche täglich um ihn ist, nicht verborgen bleiben konnte, hat ihrer kindlichen Reinheit den schlimmsten Stoß veretzt, und, was schlimmer ist — —“

„Und?“

„Und, ich glaube, das arme Kind hat auch das härteste Leid, das alte und doch ewige junge, erfaßt, — sie liebt und sie liebt hoffnungslos —.“ Heinrich Köstlin sprang auf.

„Unmöglich — so schön, so gut — doch Sie sagen es, verehrtester Freund, und da glaube ich daran so fest, wie der Gläubigste der Christen an sein Evangelium — dieses reizende Mädchen und hoffnungslos lieben.“

Der alte Herr zuckte die Achsel und brach das Gespräch ab. Er war auch in der nächsten Zeit nicht mehr zu bewegen, auf dasselbe Thema näher einzugehen.

Merkwürdigerweise war es Köstlin nun bald zu düster und einsam im Wald und zu eng und bedrückend im Tale. Seine Schwestern schrieben und baten ihn, bald zu ihnen zurückzukehren. Er überlegte sich nicht lange und antwortete zustimmend. Waren doch auch, ehe sichs die beiden versehen hatten, fast drei Monate vergangen, daß sie von Holmstädt weg waren. Im Spätherbst trafen sie wieder dort ein.

Eine der ersten Fragen Heinrich Köstlins an seine Schwester Magda war, als er sich mit ihr allein befand:

„Kennst du Alma Berger näher, Magda?“

Die Schwester schaute ihm fragend und ernsthaft ins Gesicht. „Gewiß, — seit ihrer frühesten Kindheit.“

„Ist sie ebenso gut und edel und rein, als sie schön ist?“ Martha blickte immer erstaunt darein.

„Ich habe nie ein edleres Mädchen gekannt, als sie.“

„Und ist es wirklich wahr, daß sie unglücklich liebt?“

Jetzt atmete die Schwester tief auf und schaute leuchtenden Blickes dem Bruder ins Auge.

„Ich glaube fast, — das arme Kind war in letzter Zeit so überaus still und traurig, — ich will sie selbst fragen, Heinrich, um deinetwillen.“

Er drückte seiner treuen Magda stumm die Hand.

Am selbigen Tage, des Nachmittags, erschien er wieder auf ihrem Zimmer.

„Nun?“ fragte er.

„Ich glaube, sie liebt nicht mehr unglücklich, denn sie liebt dich, Heinrich.“

Am Abend dieses Tages, als die Sonne in glühendem Abendrot Abschied nahm, legte der alte Major die Hände Heinrich Köstlins in die seiner Alma.

„Die Sonne geht unter in feuerflammendem Rot um in mildgoldnem Glanze am jungen Morgen wieder aufzuerstehen,“ sagte er.

Die moderne Wissenschaft und die neueste Reform unserer höheren Jugendbildung.

Von Bruno Geiser.

(Schluß.)

Dem Streben nach Reform des höheren Unterrichtswesens hat sich die preussische Regierung im Laufe der letzten zehn Jahre keineswegs völlig abgeneigt gezeigt. Schon auf der im Oktober 1873 durch den damaligen Kultusminister Falk nach Berlin berufenen Konferenz von Schulmännern ließ man sich auf Verhandlungen über das Wie? dieser Reformen ein, und auf der im Spätsommer des Jahres 1878 in Berlin tagenden „Sachverständigenkommission der ärztlichen Prüfungsordnung“ erklärte der juristische Vertreter des preussischen Kultusministeriums, die Regierung sei gewillt, den Gymnasiallehrplan in

Preußen baldigst einer Reform zu unterziehen und die Lehrstunden für Naturwissenschaft und Mathematik zu vermehren, die grammatikalischen Stunden dagegen zu vermindern.

Am 31. März vorigen Jahres, vier Jahre nach der letzt-erwähnten Zusage, neun Jahre nach der von der Oktoberkonferenz 1873, ist denn auch eine Zirkularverfügung erschienen, welche die vielverheißene und vielerhoffte Reform gebracht hat.

Eine Tabelle, welche die Lehrpläne des Gymnasiums von 1882 (in oberer Reihe) und die von 1856 (in unterer Reihe) vergleicht und enthalten ist in einer Brochüre: „Be-

trachtungen über die Lehrpläne der höheren Schulen“ von Direktor Dr. Krumme in Braunschweig zeigt in wünschenswerter Deutlichkeit, wie und woran reformiert worden ist.

Dieselbe möge hier folgen:

	VI	V	IV	IIIb	IIIa	IIb	IIa	Ib	Ia	Summe	Unterschied *)
Religion	3	2	2	2	2	2	2	2	2	19	-1
Deutsch	3	2	2	2	2	2	2	3	3	21	+1
Latein	9	9	9	9	9	8	8	8	8	77	-9
Griechisch	10	10	10	10	10	10	10			40	-2
Französisch		4	5	2	2	2	2	2	2	21	+4
Geschichte u. Erdkunde	3	3	4	3	3	3	3	3	3	28	+3
Rechnen u. Mathematik	4	4	4	3	3	4	4	4	4	34	+2
Naturbeschreibung	2	2	2	2	2					10	+2
Physik						2	2	2	2	8	+2
Schreiben	2	2				1	1			4	-2
Zeichnen	3	3								6	
	2	2	2							6	
	28	30	30	30	30	30	30	30	30		

*) + bedeutet jetzt mehr als früher, - jetzt weniger als früher.

Man gewinnt, fügt Direktor Krumme hinzu, über die vorgenommenen Änderungen einen leichteren Ueberblick, wenn man zunächst die drei unteren Jahrgänge (VI, V, IV), dann die sechs oberen (IIIb u. a, IIb u. a, Ib u. a) betrachtet.

Änderungen im Lehrplan der drei unteren Klassen. Der frühere Lehrplan hatte zwei sehr erhebliche Uebelstände: In jedem der drei ersten Schuljahre begann eine fremde Sprache, so daß also der eben elf Jahre alt gewordene Quartaner drei fremde Sprachen trieb, und in IV fiel der naturbeschreibende Unterricht aus. Beide Uebelstände sind jetzt beseitigt. Das Griechische fängt künftighin erst in IIIb an, und die dadurch in IV verfügbar gewordene Zeit ist dem Französischen, der Naturbeschreibung, der Mathematik und der Geschichte zugeteilt worden. Der Lehrplan der IV hat überhaupt die eingehendsten Veränderungen erfahren, während die Änderungen in VI und V ziemlich unbedeutend sind.

Die Änderungen im Lehrpläne der drei oberen Klassen (der sechs letzten Jahrgänge) sind sehr geringfügig.

In IIIb und IIIa ist dem Lateinischen je eine Stunde genommen, die dem Griechischen zugesetzt worden ist, und in IIb und IIa hat das Lateinische je zwei Stunden verloren, von denen das Griechische die eine, die Physik die andere erhalten hat. Der Lehrplan von Ib und Ia ist ganz unverändert geblieben.

Daß die beiden Terten in Griechisch und Mathematik getrennt unterrichtet werden sollen, ist durchaus zweckmäßig, hat aber im allgemeinen wenig Bedeutung, weil bei der weitaus größeren Zahl der Gymnasien die beiden Terten in allen Fächern getrennt unterrichtet werden.

Im höchsten Grade anerkennenswert ist das in den Erläuterungen überall hervortretende Bestreben, die Anforderungen an die Arbeitskraft der Schüler auf ein vernünftiges Maß zurückzuführen. Die Behörde hofft, „daß der in den Ueberbürdungslagen hervorgetretene, das frische und frohe Leben der Schüler lähmende Gegensatz des Elternhauses zu den Forderungen der Schule einem Einlage der beiden zum Zusammenwirken bestimmten Faktoren weiche.“

Die IV ist nun wirklich entlastet; ihr ist aber auch bei den Reformen der Löwenanteil von den Verbesserungen zugefallen.

Man hat hier zur Beseitigung der tatsächlich hervorgetretenen und auch wirklich anerkannten Ueberbürdung das einzig wirksame Mittel angewandt: Verminderung der Zahl der Lehrfächer.

Es ist aber nicht ersichtlich, warum von den Veränderungen im Lehrpläne der letzten sechs Jahrgänge eine Verminderung der Ansprüche an die Arbeitskraft der Schüler zu erwarten sein soll.

Die Stundenzahl für das Lateinische ist in jeder der Terten um eine, in jeder der Sekunden um zwei vermindert, während die Ansprüche dieselben geblieben sind. Bei der Abgangsprüfung fällt das griechische Skriptum allerdings weg, indes werden die Uebersetzungen ins Griechische auch noch in Prima beibehalten. Eine Erleichterung der Arbeitslast wird man trotzdem in dieser Änderung kaum erblicken, wenn man bedenkt, daß der Unterricht im Griechischen sich künftighin über sechs statt wie bisher über sieben Jahre erstreckt.

Die Physik hat in Sekunda eine Stunde mehr erhalten, aber ihre Aufgabe ist zugleich erweitert worden, weil der Unterricht in der Physik künftig auch „die einfachsten Lehren der Chemie“ berücksichtigen soll.

Die Erläuterungen beschäftigen sich sehr eingehend mit den auch in den Parlamenten und öffentlichen Blättern vielfach geäußerten Klagen, daß der grammatische Unterricht in den alten Sprachen auf Kosten der Lektüre zu sehr betont wird. „Eine Behandlung, welche die Erwerbung grammatischer und lexikalischer Kenntnisse zur Aufgabe der Lektüre macht, verkennt einen wesentlichen Grund, auf welchem die Berechtigung des lateinischen Gymnasialunterrichts beruht.“ Andererseits „verleitet eine Behandlung der Lektüre, welche die Strenge in grammatischer und lexikalischer Hinsicht verabsäumt, zur Oberflächlichkeit.“

Die Grenze zwischen dem genug und dem zuviel ist nicht festzusetzen, also auch nicht einzuhalten. Uebrigens werden die besten Absichten der obersten Unterrichtsbehörden dadurch vereitelt, daß bei der Revision der Schulen und der Abiturientenarbeiten auf das grammatische Wissen das Hauptgewicht gelegt wird. Als Prüfstein für das Können wird trotz aller Abmahnung die Klassenarbeit angesehen und auch künftighin angesehen werden. So lehren denn auch die Klagen wegen zu starker Betonung der grammatischen Seite des altsprachlichen Unterrichts trotz aller gutgemeinten Winke und Verfügungen der Behörden stets wieder.

Der Vergleich des Gymnasiallehrplans von 1856 mit dem von 1882 führt sonach zu folgenden Ergebnissen:

1. Die wesentlichsten Änderungen hat der Lehrplan der IV erfahren. Das Griechische fängt künftighin erst in IIIb an, die dadurch in IV verfügbar gewordene Zeit ist unter Französisch, Mathematik und Geschichte verteilt worden.

2. Die Änderungen im Lehrplan der letzten sechs Jahrgänge beschränken sich auf folgendes: In IIIb und IIIa tritt das Lateinische eine Stunde an das Griechische ab. Von den zwei Stunden, welche das Lateinische in IIb und IIa abgegeben hat, kommt die eine dem Griechischen, die andere der Physik zugute. Der Unterricht in der Physik hat dafür aber auch die einfachsten Lehren der Chemie zu berücksichtigen. Im übrigen hat der Lehrplan der letzten sechs Jahrgänge keinerlei Veränderungen erfahren, insbesondere ist der Lehrplan der Prima unverändert geblieben.

3. Die Anforderungen an die Arbeitskraft der Schüler der IV sind durch den Wegfall des Griechischen in dieser Klasse wesentlich vermindert worden. Dagegen sind die geringfügigen Änderungen im Lehrplan der drei oberen Klassen nicht derart, daß sie eine Verminderung der Ansprüche an die Arbeitskraft der Schüler der sechs letzten Jahrgänge bedingen. —

Ich habe aus gutem Grunde das Urteil des sicherlich nicht regierungsfeindlichen braunschweiger Gymnasialdirektors meinen eigenen Betrachtungen vorangehen lassen und nun zur Kritik dieser Unterrichtsreform nur noch wenig hinzuzufügen.

Sehr wenig — nämlich: in der Hauptsache bleibt alles beim Alten.

Von den alten Sprachen müssen die Gymnasiasten künftighin genau ebensoviel lernen, als bisher, wenn auch auf das Lateinische statt rund 3300 Unterrichtsstunden nur etwas über 3000 verwendet werden und auf das Griechische statt 1800 nur 1600 Stunden.

Der französischen Sprache werden etwa 160 Stunden mehr gewidmet, also noch nicht 900 Stunden, noch lange nicht den dritten Teil soviel als dem Lateinischen und nicht viel mehr als halb soviel wie dem Griechischen.

Der Geschichte und Erdkunde sind 120 Stunden zugelegt, und zwar in den untersten Klassen, in denen zehn- bis zwölfjährige Jungen sitzen, denen man neuere Kulturgeschichte in besonders erleuchteter und erleuchtender Art sicher nicht vortragen wird.

Die Naturwissenschaften sind noch schlechter weggekommen. Die Naturbeschreibung — eine Wissenschaft, die sich dadurch auszeichnet, daß sie sich selbst mit dem verkümmerten Christentum nicht in Konflikt setzt, weil sie nach den Gründen des Seins und Werdens nicht forscht, — hat gegen 100 Stunden zugelegt bekommen, die Physik der zweithöchsten Klasse ebensoviel, was ihr jedoch garnichts nützt, da in noch nicht 180 Stunden, die auf sie in der Sekunda nunmehr verwendet werden, künftighin auch die Elemente der Chemie gelehrt werden sollen, ein Kunststück, das in wirklich erspriesslicher Weise auszuführen ebenso unmöglich ist, als es bisher unmöglich war, den Sekundanern in noch nicht 90 Stunden Physikunterricht von dieser Wissenschaft erspriessliche Kenntnisse beizubringen.

Die deutsche Sprache, dieses Aschenbrödel unseres höheren Jugendunterrichts, ist mit etwa 40 Stunden Zulage beglückt worden und steht damit in ganz ebenso untergeordneter Stellung dem Lateinischen und Griechischen gegenüber, als das Französische. Dabei ist garnicht davon die Rede, daß in Zukunft der deutschen Literatur höhere Beachtung geschenkt werde.

Die englische Sprache endlich wird nach wie vor garnicht auf unsern Gymnasien traktiert. Daß wir mit ihrer Hilfe wenigstens hundertmal soviel an moderner Bildung direkt von den Quellen gewinnen könnten, als durch die alten Sprachen, darauf ist nicht die geringste Rücksicht genommen worden.

Somit ist kein Zweifel mehr möglich, daß diese Reform keinen Fortschritt im Geiste moderner Bildung in sich trägt. Und damit zugleich nach dieser Richtung hin auch nicht der geringste Verdacht aufsteigen kann, hat der preussische Kultusminister v. Götler ausdrücklich verfügt, daß alles von dem Schulunterricht der Gymnasien wie aller andern Jugendlehranstalten auszuschließen sei, was unter dem „sogenannten Darwinismus“ verstanden werde.

Auf diese Weise sind der modernen Naturforschung überhaupt die Pforten der Schule wieder einmal für längere Zeit vor der Nase zugeschlagen. Es hat nichts geholfen, daß Herr Häckel das, was er von seiner Naturwissenschaft im Notfall noch abhandeln zu lassen bereit war, als eigentlichen Darwinismus von dem Kerne des Monismus und der Deszendenztheorie losgeschält hat.

Auf Virchow's münchener Rede antwortete er nämlich in einer Broschüre: „Freie Wissenschaft und freie Lehre“ und sagte in der Vorrede u. a. folgendes:

„Da Virchow, gleich vielen andern Segnern der Entwicklungslehre, beifällig diese letztere mit der Abstammungslehre und diese wieder mit dem Darwinismus verwechselt, so ist es nicht überflüssig, hier mit ein paar Worten an den verschiedenen Umfang und die Unterordnung der drei großen Theorien zu erinnern:

I. Die allgemeine Entwicklungslehre, die Progenesistheorie oder Evolutionstheorie (im weitesten Sinne) als umfassende philosophische Weltanschauung, nimmt an, daß in der ganzen Natur ein großer einheitlicher, ununterbrochener und ewiger Entwicklungsvorgang stattfindet, und daß alle Naturerscheinungen ohne Ausnahme, von der Bewegung der Himmelskörper und dem Falle des rollenden Steins bis zum Wachsen der Pflanze und zum Bewußtsein des Menschen, nach einem und demselben großen Kausalgesetze erfolge, daß alle schließlich auf Mechanik

der Atome zurückzuführen sind: mechanische oder mechanistische, einheitliche oder monistische Weltanschauung, mit einem Worte: Monismus.

II. Die Abstammungslehre oder Deszendenztheorie, als umfassende Lehre von der natürlichen Entstehung der Organismen, nimmt an, daß alle zusammengesetzten Organismen von einfachen, alle vielzelligen Tiere und Pflanzen von einzelligen, wie diese letzteren von ganz einfachen Uroorganismen, von Moneren abstammen. Da wir die organischen Spezies, die mannichfaltigen Arten der Tiere und Pflanzen unter unsern Augen sich durch Anpassung verändern sehen, da die Ähnlichkeit im innern Bau derselben nur durch Vererbung von gemeinsamen Stammformen vernunftgemäß erklärbar ist, so müssen wir wenigstens für die größeren Hauptgruppen des Tierreichs und Pflanzenreichs, für die Klassen, Ordnungen u. s. w. gemeinsame Stammformen annehmen. Die Zahl derselben wird also fest beschränkt sein und die ältesten archigonon Stammformen können immer nur Moneren sein. Ob wir schließlich eine einzige gemeinsame Stammform annehmen (monophyletische Hypothese), ist gleichgültig für das Wesen der Deszendenztheorie. Ebenso ist es gleichgültig für den Hauptgedanken derselben, welche mechanischen Ursachen für die Umbildung der Arten angenommen werden. Die Annahme dieser Umbildung der Spezies selbst ist aber unentbehrlich, und daher wird die Deszendenztheorie auch mit Recht als Umbildungslehre oder „Transformismus“ bezeichnet (auch wohl nach Jean Lamarck, der zuerst 1809 sie begründete, als „Lamarckismus“).

III. Die Züchtungslehre oder Selektionstheorie, als die besondere Lehre von der „Zuchtwahl oder Selektion“, nimmt an, daß fast alle oder doch die meisten organischen Arten durch den Prozeß der Auslese oder Selektion entstanden sind: die künstlichen Arten im domestizierten Zustande (die Rassen der Haustiere und Kulturpflanzen) durch „künstliche Zuchtwahl“ — die natürlichen Arten oder Tiere und Pflanzen, im wilden Zustande, durch „natürliche Zuchtwahl“; bei den ersteren züchtete der Wille des Menschen planmäßig, bei den letzteren der „Kampf ums Dasein“ planlos. In beiden Fällen geschieht die Umbildung der organischen Formen durch Wechselwirkung der Vererbungs- und Anpassungsgesetze; in beiden Fällen beruht sie auf der „Auslese oder Selektion“ einer bevorzugten Minderzahl. Dieses Züchtungsprinzip ist zuerst von Charles Darwin in seiner ganzen Bedeutung klar erkannt und gewürdigt worden. Die darauf gegründete Selektionstheorie ist der eigentliche „Darwinismus“.

Das Verhältnis dieser drei großen, häufig verwechselten Theorien zu einander ist also nach dem heutigen Standpunkt der Wissenschaft einfach folgendermaßen festzustellen: 1) der Monismus, die universale Entwicklungstheorie oder die monistische Progenesistheorie ist die einzige wissenschaftliche Theorie, welche das Weltganze vernunftgemäß erklärt und das Kausalitätsbedürfnis unserer menschlichen Vernunft befriedigt, indem sie alle Naturerscheinungen als Teile eines einheitlichen großen Entwicklungsprozesses in mechanischen Kausalzusammenhang bringt; 2) der Transformismus oder die Deszendenztheorie ist ein wesentlicher und unentbehrlicher Bestandteil der monistischen Entwicklungstheorie, weil sie die einzige wissenschaftliche Theorie ist, welche die Entstehung der organischen Spezies vernunftgemäß, nämlich durch Umbildung erklärt und auf mechanische Ursachen zurückführt; 3) die Selektionstheorie oder der Darwinismus ist bis jetzt die wichtigste unter den verschiedenen Theorien, welche die Umbildung der Arten durch mechanische Ursachen zu erklären versuchen; sie ist aber keineswegs die einzige. Wenn wir auch annehmen, daß die meisten Arten durch natürliche Züchtung entstanden sind, so wissen wir jetzt doch andererseits, daß viele als Spezies unterschiedene Formen Bastarde von zwei verschiedenen Arten sind und als solche sich fortpflanzen können; und daneben ist es sehr wohl denkbar, daß noch andere Ursachen bei der Speziesbildung wirksam sind, von denen wir jetzt noch gar keine Vorstellung haben. Moritz Wagner z. B. will Darwins Selektionstheorie durch seine Migrationstheorie verdrängen,

spenstigen Vogel so frei ohne Fessel und Haube auf seine Hand zu setzen. Er streichelt wohl den Raubvogel, damit er sich ruhig verhält, bis er zum Stoß aufgelassen wird. Der Falke wird schon parieren, denn man geht grob mit ihm um, falls er widerspenstig ist. Man hängt ihn dann nämlich eine zeitlang an den Füßen auf und das macht allerdings auch Falken zahm.
A. T.

Am Schandpfahl in Delaware. (Illustr. S. 657.) Im Lande der Freiheit, das, wie Heine spottet, „bewohnt von Gleichheitslegeln“, bestehen noch eine Menge von Einrichtungen, die sich mit dem Wesen einer demokratischen Republik sehr schlecht vertragen. Man findet bei näherer Betrachtung, daß sich noch eine Menge von Institutionen erhalten haben, die man längst für unmöglich halten sollte. So besteht in den beiden Staaten Delaware und Maryland noch die schöne Kulturerrungenschaft des Schandpfahls, mit welcher auch noch die Prügelstrafe verknüpft ist. Man hat nur insoweit der neuen Zeit Rechnung getragen, als man das weibliche Geschlecht von der Strafe des Prangers und der Peitsche ausgeschlossen hat; für das männliche Geschlecht ist die ganze Barbarei in Bestand geblieben. Bestimmte Tage sind für diese Exekutionen ausersehen, und es strömt zu denselben stets eine große Zuschauermasse herbei. Meistens sind es beim Diebstahl erwischte Männer und Knaben, an denen diese Strafen vollstreckt werden. Der Pranger bildet oben eine Art Plattform; dort befinden sich die an den Pranger zu stellenden, denen der Kopf zwischen zwei Balken eingeklemmt wird, in die man auf den Hals passende Einschnitte angebracht hat. Am Fuße des Prangers wird die Prügelstrafe vollstreckt, d. h. mit einer Art neunschwänziger Kaze die Geißelung der Diebe vollzogen. Unsere Illustration (S. 657) zeigt eine solche Szene auf dem Gefängnis Hofe zu Newcastle in Delaware, wo zwei junge Republikaner auf dem Pranger ausgestellt sind, während ein dritter älterer an den Pfahl gefesselt ist und die Neunschwänzige zu kosten bekommt. Die Zuschauer verhalten sich echt amerikanisch. Die Regier gaffend, die breiten, wulstigen Mäuler weit aufgesperrt, die Hankees gleichgültig, mit der Zigarre im Munde, als handelte es sich um einen Hund, und nicht um einen Menschen. Auch „elegante“ Leute befinden sich unter den Gaffern, denen es ein Vergnügen macht, dem abscheulichen Auftritt anzuwohnen.

Amerikaner und Engländer haben etwas Verwandtes; es fielt in John Bull und Bruder Jonathan manchmal auch ein gutes Stück mittelalterlicher Brutalität. In dem politisch freien, konstitutionellen England ist man noch nicht soweit, auf den Kriegsschiffen die neunschwänzige Kaze abzuschaffen; sie regiert dort in aller Herrlichkeit, und noch unlängst wurden im englischen Unterhause einige dieser den englischen Namen schändenden Prügelinstrumente vorgelegt. In Nordamerika ist es ähnlich; die Verfassung sichert die größte politische Freiheit; dagegen sieht man, wie in Delaware und Maryland der arme Teufel, der vielleicht aus Not sich ein Stück Brod oder ein paar alte Stiefeln gestohlen hat, öffentlich am Pranger ausgestellt oder mit der Neunschwänzigen gequält wird. Dem gegenüber erinnere man sich daran, daß sogar die berühmte Carolina, die „peinliche Halsgerichtsordnung“ Karls V., den Diebstahl von Nahrungsmitteln, der aus Hunger geschah, unbefristet ließ. Es ist eine mehr als auffallende Erscheinung, daß die Gesetzgebung der beiden Unionsstaaten sich noch nicht hat entschließen können, jene entwürdigenden und barbarischen Strafen abzuschaffen; ist es Nachlässigkeit, oder gibt es unter den Staatsmännern und Gesetzgebern jener Staaten noch Leute, deren Denkungsart so roh ist, daß sie mit Pranger und Prügel die moralische Qualifikation ihrer Mitbürger regulieren zu können glauben? Zu verwundern ist auch, daß die Vertretung der Union in Washington sich noch nicht bemüht hat, gegen solche Ueberbleibsel alter Barbarei einzuschreiten. Wenn man jener stolzen Republik das große Standbild im Hafen von New-York errichten will, das durch die Jahrhunderte ihren Ruhm verkünden soll, so muß man auch den Schild der Republik von solchen Flecken reinigen, wie jene barbarischen Gebräuche es sind, denn in einer modernen Republik sind die Anachronismen noch weniger als anderswo am Platze.
W. B.

Sprechsaal für jedermann.

Zum Kapitel der „kleinen pädagogischen Rezereien“ erhalten wir aus Dresden folgende Zuschrift: Dem in Nr. 18 der „N. W.“ abgedruckten Artikel über die strupulösen Ansprüche der heutigen Schulen an Uniformität des Schreibmaterials stimmt gewiß jeder Familienvater

Inhalt: Eine Geschichte von fünf Tauben. Von B. Dulet. (Schluß.) — Tisza-Eszlar. Von J. Stern. — Das Thorner Trauerspiel von 1724. Von Dr. A. Prowe. — Ausgeburten des religiösen Wahnsinns. Historische Skizze von Karl Frohne. — Unsere Blumenzüchter. Aus dem Insekten- und Blumenleben. Von Wilhelm Bloß. — Um Wahrheit. Novelle von Reinhard Kern. (Schluß.) — Die moderne Wissenschaft und die neueste Reform unserer höheren Jugendbildung. Von Bruno Geiser. (Schluß.) — Auf der Badereise. (Mit Illustration.) — Da hat wenig gefehlt. (Mit Illustration.) — Kirgischer Falkonier. (Mit Illustration.) — Am Schandpfahl in Delaware. (Mit Illustr.) — Sprechsaal für jedermann: Zum Kapitel der „kleinen pädagogischen Rezereien“. — Bitte um Auskunft. — Kleine Mitteilungen: Preisaufrage. — Rebus. — Ärztlicher Ratgeber. — Mannichfaltiges.

bei, der nicht zu sehr mit irdischen Gütern gesegnet ist. Doch erschöpft jener Artikel dies Thema nicht vollständig. Aus Berlin ist mir z. B. bekannt, daß sich ein Lehrer von dem Inhaber eines Schreibmaterialiengeschäftes in der Wrangelstraße für die von seinen Schülern entnommenen Waaren Prozente zahlen läßt, und bekanntlich liegt die Wrangelstraße gerade in einem ärmeren Stadtteile Berlins. Hier in Dresden haben an den Bürgerhöfen die Direktoren derselben den Verkauf der Schreib-, Rechen-, Lehr- und Gesangbücher an sich gezogen, und die Lehrer und Lehrerinnen namentlich an der ersten Bürgerhöfenschule sehen sehr peinlich darauf, daß die Kinder alle Bücher bei dem Herrn Direktor kaufen. Dabei haben nicht alle Direktoren dieselben Preise. Wird z. B. ein Kind aus der 6. in die 1. Bürgerhöfenschule versetzt, so erfährt es bald, daß dieselben Bücher, welche bei dem Direktor der 6. Bürgerhöfenschule, Herrn Heinrich Cyden, 10 Pf. resp. 40 Pf. kosteten, bei dem Direktor der ersten Bürgerhöfenschule, Herrn Moriz Heger, 12 Pf. resp. 45 Pf. kosten. Das Kind achtet darauf sehr — namentlich wenn es, wie oft geschieht, diese Ausgaben von seinem Taschengeld zu bestreiten hat — und sieht in dem neuen Direktor gleich einen Mann, der mehr an den Büchern verdienen will, wodurch wohl kaum seine Zuneigung zu und seine Achtung vor demselben gefördert wird; Momente, die in pädagogischer Beziehung nicht zu unterschätzen sind. Aus diesen Vorkommnissen ist ersichtlich, daß die Gleichartigkeit des Schreibmaterials für den Unterricht Vorteile hat, die heut übliche Art der Anschaffung, sei es bei einem bestimmten Buchbinder, sei es durch private Vermittelung des Direktors, auch ihre großen Nachteile in pädagogischer Hinsicht hat. Um diese zu umgehen, bliebe der sehr einfache und zumteil schon betretene Weg, daß das gesammte Schreib-, Zeichen- u. Material von der Schule unentgeltlich an die Kinder geliefert wird. Die Anschaffung würde sich dann bedeutend billiger stellen, resp. das Budget der Schule nicht viel erhöhen — 1 Heft z. B. das Herr Heger mit 12 Pf. verkauft, kostet im Engrosbezug noch nicht 8 Pf. — und der Umstand, daß dann kein Kind vor einem andern derselben Klasse etwas voraus hätte, wäre auch in pädagogischer Beziehung nicht schädlich.
Ein Familienvater.

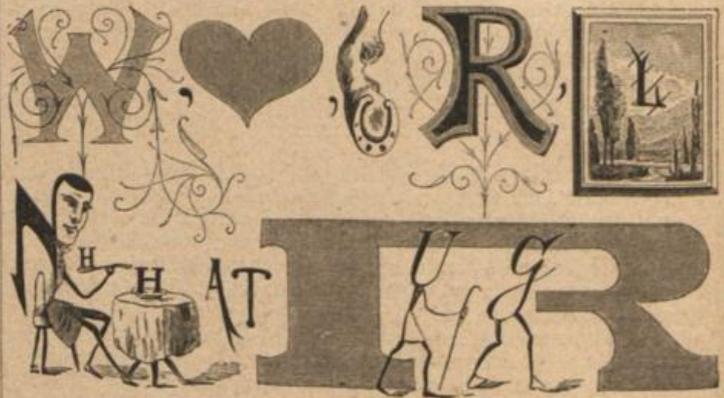
Bitte um Auskunft.

Der Schreiber Gustav Johann Erbe, geb. 1847 in Lüneburg, ist im Jahre 1868 oder 1869 nach Amerika ausgewandert und war bis 1872 in St. Louis. Wem der jetzige Aufenthalt desselben bekannt, wolle Nachricht zukommen lassen Franz Erbe, Harburg a. d. Elbe, Eissendorferstraße 10.

Kleinere Mitteilungen.

Preisaufrage. Das praktische Wochenblatt für alle Hausfrauen „Fürs Haus“ hat einen Preis von 150 Mark für Einlieferung der besten Zeichnung zu einer Einbanddecke dieser Zeitschrift ausgesetzt. Die Zeichnung soll ein hauswirtschaftliches Gepräge tragen. Preisungstermin 1. Oktober d. J. Nähere Bedingungen sind von der Geschäftsstelle „Fürs Haus“ in Dresden gratis zu erhalten.

Rebus.



Auflösung des Rebus in Nr. 25:
Wer sich grün macht, den fressen die Ziegen.